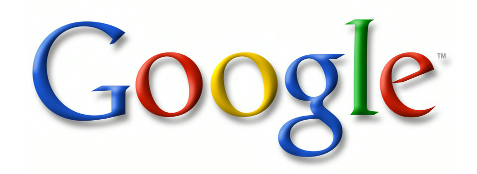



HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE







Die Thierwelt

und der

Aberglaube.

Ein Lesebuch für Jedermann.

Von

Wilhelm Hamm.



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1852.

Seinem Vater

dem

Großherzoglich Hessischen Hofkammer-Rath

C. Hamm,

Ritter des Ordens Philipps des Großmüthigen, Inhaber des Felddienstzeichens für Freiwillige 2c.

in dankbarer Verehrung gewidmet

von dem

Verfasser.



Vorrede.

Lieben Leser!

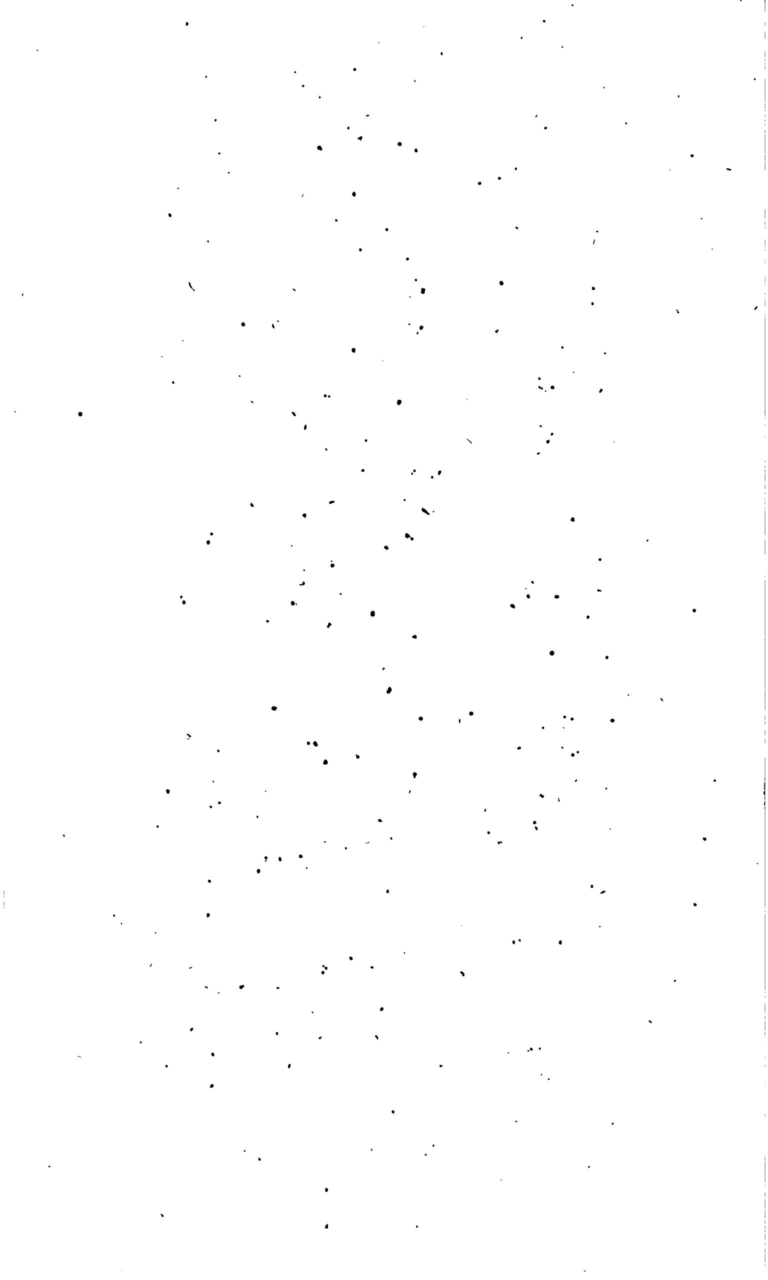
Das Büchlein, welches ich Euch hiermit in die Hand lege, ist verfaßt für Alt und Jung, Hoch und Gering, Arm und Reich, denn in allen Ständen und Lebensstufen begegnet dem aufmerksamen Beobachter noch eine häßliche Erscheinung, welche wir längst von uns abgeschüttelt haben sollten, der Aberglaube. Diesen schlimmen Gast aus dem Naturreich verbannen zu helfen, ist die Aufgabe meiner Schilderungen, von welchen ich hoffe, daß sie Euch gefallen und mehr noch nützen werden. Vorerst habe ich sie nur aus dem Thierreich, und zwar aus dem Leben der Säugethiere und Vögel entlehnt; entsprechen sie Euern Erwartungen und meinem Zweck, so werde ich dieselben späterhin fortsetzen und die anderen Thierklassen, sodann auch die Pflanzenwelt und das Steinreich von den Irrthümern

und falschen Vorstellungen zu reinigen trachten, welche sie in Folge verkehrter Ansichten oder Unkenntniß der Natur leider noch in den Augen so vieler Menschen entstellen. Von allem Uebrigen möge das Büchlein selber zu Euch sprechen; beurtheilt es mehr nach dem Wollen als nach dem Vollbringen, dies wünscht

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Die Thierwelt und der Aberglaube.



Einleitung.

Wir leben in einem Jahrhundert, welches wir gern vorzugsweise das der Aufklärung nennen, weil in demselben die allmächtige Wissenschaft den Schleier von gar mancher dunkeln Truhe weggezogen und gar manchen düstern Nebel aus dem heitern, erhabenen Bereich der Natur verjagt hat. Aber so viel in dieser Hinsicht auch geschehen und erreicht ist, so viel bleibt noch zu thun und zu erreichen übrig. Noch ist bei Weitem der größte Theil unserer Mitmenschen leider nicht zu der Höhe der Bildung und Selbstachtung gelangt, auf welcher der Mensch deutlich fühlt, daß er ein höheres, gottähnliches Wesen ist; noch umnachten Unwissenheit und Aberglaube die Sinne von Tausenden. Aberglaube — klingt es nicht, als ob dieses Wort sich nur als ein Fremdling längst vergangener Jahre in unsere Zeit des aufgehenden Lichtes verirrt habe? Und doch ist er noch in

beklagenswerther Weise allenthalben verbreitet, mehr, als man denkt, als man sich selbst zu gestehen wagt. Ja, es darf sogar behauptet werden: Die wenigsten Menschen sind ganz frei von Aberglauben. Es wird zwar ein Jeder leugnen, daß er davon nur im geringsten Grad befangen sei — wenn er aber still und ernst über sich selber und seine Ansichten von diesem und jenem nachdenkt — so wird er gewöhnlich zu dem Schluß gelangen, daß er betroffen ausruft: „Du bist doch abergläubisch — wenn auch nur wenig!“ Es ist dann kein Trost, daß gescheidte, verständige, reiche, angesehene, berühmte und beneidete Leute ebenfalls ihr Theilchen Aberglaube besitzen — so wenig die Thorheit des einen Menschen die eines Andern beschönigen kann. Jeder soll nach Kräften dahin ringen, selbstständig zu sein und frei von allen Anhängseln, deren er sich schämen muß. Ein solches ist der Aberglaube. Denn er ist nicht mehr noch minder als die kindische Vorstellungsweise eines armen Unwissenden, der den Mangel an Kenntniß oder Beobachtung durch selbstgeschaffene, einbildnerische Lügengewebe zu überdecken, und somit sich selbst zuerst und dann auch Andere zu täuschen sucht. Man kann sich leicht denken, wie dergleichen Ansichten in der Kindheit der Völker haben entstehen, nach und nach sich ausbreiten und festwurzeln können — aber schwer zu begreifen ist dagegen, daß von so vielen gescheidten und vernünftigen Menschen, welche schon auf der Welt gelebt haben, so wenige es der Mühe werth fanden, denselben durch Erforschung und Verkündigung der Wahrheit pflichtgemäß entgegen zu treten. Eben aus diesem Grunde

haben wir es auch zu beklagen, daß der Aberglaube noch ein so weites Feld beherrscht. Nirgends jedoch ist er mehr zu Hause, als in den Vorstellungen der Menschen von der Natur. Weil die Schöpfung in ihrer erhabenen Größe dem kleinen Verstand als ein unbegreifliches Gotteswerk dastand, eben darum suchte er auch die Geschöpfe, von deren Leben und Weben er sich nicht Rechenschaft geben konnte oder wollte, mit dem Grauen oder dem Zauber des Geheimnißvollen, Ueberweltlichen auszustatten, und brachte dadurch das tollste Zeug und die heilloseste Verwirrung in die Naturgeschichte. Gewiß, geschichtlich begründet ist, daß der Aberglaube der Urvölker sich zuerst und zunächst an das heftet, was unerklärlich vor ihren Augen wächst und entsteht, an das Pflanzenthum, dann an die Steine, deren Heilkraft oder Form oder Farbe dem kindlichen Sinn auffallend erscheint, endlich an die Thierwelt, deren mannigfache Beziehung zu dem Menschen einerseits, deren merkwürdige Lebensweisen und Gewohnheiten von der andern Seite genug des Unerklärlichen und Geheimnißvollen für einen blöden Blick, für ein ungebildetes Urtheil bieten. Erst ganz zuletzt, schon in späteren Zeiten der Völker, hat sich der Aberglaube auch in's Menschenleben selbst, in Religion und Sitten eingedrängt. Aus diesen letzteren ist er, Gott sei Dank, bei gebildeten Völkern größtentheils wieder geschieden, dagegen waltet und wuchert er noch überall mehr, als recht und billig ist, in Hinsicht auf die untergeordneten Geschöpfe, welche einen großen Theil der Natur bilden. Ihn aus dem herrlichen Gottesgarten ganz zu vertreiben, ist unsere

Aufgabe, und sie gelingt, wenn wir Augen und Ohren öffnen.

Menschen, Thiere, Pflanzen — weiter kennen wir keine erschaffenen Wesen, denn Luft, Wasser und Steine sind wesenlose Körper. Jene werden erzeugt, wachsen und sterben nach bestimmten, unwandelbaren Naturgesetzen, freilich mannigfach beschränkt durch Verhältnisse verschiedener Art, immer aber dieselben, weise und ewig. Was die gebieterische Nothwendigkeit der Erhaltung, die geschärften Sinne, der eigenthümliche, seiner Bestimmung gemäße Körperbau, seine aus Furcht und Scheu, besonderer Leibesbeschaffenheit oder der Nahrungsjagd halber mehr oder minder verborgene Lebensweise und noch so vieles Andere bei dem Thiere nun dem Menschen fremdartig und seltsam erscheinen ließ, das hat er von jeher lieber mit Aberglauben umsponnen, als daß er den Grund davon durch Beobachtung und Nachdenken hätte erforschen mögen. So ist es gekommen, daß sich an viele Thiere die wunderbarsten Sagen und Berichte knüpfen, daß man manche Gattungen derselben sogar mit Wesen in Verbindung brachte, welche nirgends ein Dasein haben, als im kranken Gehirn der Menschen, kurz, daß die ganze lächerliche Geister- und Gespensterfurcht mit ihrem Gefolge sich zu allererst und am festesten in der Thierwelt eingenistet hat. Wie viele Geschichten wären davon zu erzählen! Aber gerade dieser Theil des Aberglaubens ist seinem Erlöschen allzunahe, als daß man noch viele Worte brauchte, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Wem eine derartige, unglaubliche Geschichte, worin überirdische Wesen und Dinge eine Rolle

spielen, erzählt wird, der frage nur gleich den Erzähler: „Hast du's selbst gesehen?" Unter hundert Antworten wird kaum eine einzige „Ja!" lauten. Und wer dann Ja antwortet, diesen Menschen betrachte man sich doch ganz genau. Denn entweder täuscht er absichtlich, oder er ist selber getäuscht worden; und aus diesem Grund sind die Verbreiter von derlei Geistererscheinungen, wenn wir denn dieß Wort nennen wollen, entweder schlechte, bösartige, oder schwache, urtheilslose Menschen. Von diesen ist denn auch das Meiste erfunden worden, was über die wunderbaren Verbindungen der Thiere mit einer andern Welt, über die geheimnißvollen Zauberkräfte und andere Eigenschaften derselben erzählt oder gefabelt wird. Wer nur einigermaßen Anrecht auf gesunden Menschenverstand haben will, der wird solches Zeug sich nicht mehr aufbinden lassen. Der Mensch im Kindesalter hängt freilich gern an dergleichen Vorstellungen — man sehe nur die Kinder selbst an, welche mit irgend einem beliebigen Etwas, das sie gar nicht kennen, von welchem sie nicht den mindesten Begriff haben, in Furcht und Angst gejagt werden können, wenn es nur seltsam klingt oder aussieht. Wir wollen aber zu gehöriger Zeit die Kinderschuhe hübsch ausziehen, und gebildete aufgeklärte Staatsbürger werden, denen ein mannhaftes, wackeres Herz in der Brust schlägt. Allein es giebt noch eine andere Art des Aberglaubens hinsichtlich der Thierwelt und diese ist die gefährlichere und allgemeinere. Fast allenthalben findet man noch die sonderbarsten Meinungen über Lebensweise, Gewohnheiten und Eigenschaften der Thiere verbreitet, Meinungen, welche

nicht anders als Aberglaube genannt werden können. Sie entspringen aus gänzlicher Unkenntniß und Gedankenträgheit; um so wichtiger ist es, sie zu widerlegen. Es gilt dabei den Menschen selbst eine Stufe höher zu heben, ihm seinen krankhaften, schädlichen Abscheu vor so vielen Thieren zu benehmen, ihn von der nutzlosen Vertilgung anderer abzuhalten, ihn zu dem Herrn und nicht zum Knecht und Feind der Schöpfung zu machen. Eben weil die Thierwelt in ihrer bunten außerordentlichen Mannigfaltigkeit noch so viele räthselhafte, selbst dunkle Erscheinungen darbietet, welche nur durch prüfende Wissenschaft erhellt zu werden vermögen, ist sie von jeher der Tummelplatz der ausschweifendsten menschlichen Einbildungskraft gewesen. Aus dem gleichen Grunde hat sie noch lange nicht den Grad des Nutzens und Vergnügens für den Menschen erreicht, zu welchem ihr Dasein bestimmt ist, weil er, thöricht genug, in selbstgeschaffenem Wahne ihre Gaben und Fähigkeiten theilweise verschmäht, oder sie unnützer und grausamer Weise verfolgt und vernichtet, wo er kann. So soll es aber doch nicht immer bleiben. Heutzutage tritt überall wissenschaftliche Erkenntniß an die Stelle der alten Märchen, und sie hat uns die Mittel an die Hand gegeben, uns über den Grund oder Ungrund unserer Wahrnehmungen oder Urtheile aufzuklären. Aus der Naturwissenschaft muß die Sage weichen, denn die Forschung hat den Sieg davon getragen. Wenige Dinge liegen noch in ihrem Bereich, vor welchen wir statt: „So ist's!“ — nur sagen dürfen: „Es scheint es!“ Die ungeheuern Fortschritte, welche in diesem

Zweige der menschlichen Erkenntnisse gemacht worden sind, haben ihren wohlthätigen Einfluß auf alle Gewerbe, auf die gesammte menschliche Thätigkeit erstreckt. Sie sollen aber nicht blos dazu dienen, die körperliche Wohlfahrt zu steigern, nein, sie sollen auch die Bildung des Menschengeschlechts fördern, den Geist kräftigen, das Gemüth wecken und heben. Die Naturwissenschaften vermögen dieß mehr, als viele andere Lehren; wo sie ihr Licht aufstecken, da verschwindet die alte Nacht wie mit Zauberschlag, da wird's hell in den Köpfen der Menschen. Und es gehört gar wenig dazu, einen recht tiefen und gründlichen Einblick in sie zu thun. Wer die Natur liebt und ihren Winken lauscht, ihre wunderbar einfache und deutliche Sprache versteht, der hat schon unbewußt so viel vorgearbeitet, daß ihm der Lehrer und das Buch nur noch wenig zu sagen brauchen. Und ein solcher Mensch wird auch gar leicht von dem Aberglauben zu befreien sein, der ihm hin und wieder anklebt. Es ist endlich noch die Behauptung aufgeworfen worden, mit dem Verschwinden des Aberglaubens gehe ein großer, dichterischer Reiz des menschlichen Lebens verloren. Der Einsichtsvolle erräth gleich, daß eine solche verkehrte Klage nur von einem durch und durch Abergläubischen selbst herrühren kann, dem nebelhaftes Träumen und Tappen lieber ist, wie klares Sonnenlicht und ebene Bahn. Auch das vielbesungene Räuberleben hat einen großen dichterischen Reiz, nichts destoweniger wird man noch keinen ehrlichen Mann darüber haben jammern hören, daß es nicht mehr so im Schwang ist, wie vor einem Paar hundert Jahren.

In der Natur ist Alles hell und licht, bei Tag und bei Nacht, auf dem freien Bergesgipfel, wie in der düstern Waldschlucht, auf dem glänzenden Spiegel des See's, wie in der tiefen Felsenhöhle — aber der Mensch muß auch verstehen, mit lichten, klaren Blicken um sich zu schauen, die Dinge außer sich zu betrachten. Das Licht des Menschengeistes ist ebenso hell wie die Sonne und es dringt sogar dahin, wohin ihre Strahlen nicht mehr reichen. Und so begleitet mich denn mit scharfen Augen und klarem Geist hinaus in die Schöpfung, in Gottes Reich! Tretet mit mir in den kühlen, grünen Wald, in welchem bei uns das Thierleben noch am freiesten, uneingeschränktesten sich entfaltet und ich will Euch zeigen, daß wenn auch der scheinbaren Mißklänge viele sein können, dennoch aber alle insgesammt zu dem erhabenen Einklang der ganzen Natur nothwendig sind — daß in der Thierwelt manches uns sonderbar Erscheinende, aber niemals etwas Widernatürliches, oder, was dasselbe ist, Uebernatürliches vorkommt, daß in ihr sich die Größe und der Zusammenhang der Schöpfung fast noch viel deutlicher offenbart, als in den anderen Naturreichen, und endlich, daß sie Nichts aufzuweisen hat, was nicht hinreichend erklärt werden könnte, alles sogenannte Unerklärliche darin also auf Irrthum des Menschen beruht.

Hinaus in den frischen Buchenwald! Es ist ein warmer Sommertag, die Aehrenfelder wogen im leisen Wind wie die aufgejagten Wellen eines grüngoldenen Meeres und die Wiesenblumen scheinen unter den Schritten aufzublühen.

Wie wohl thut die Kühle der prächtigen Säulenhallen schlanker Bäume! Das Moos senkt sich weich unter dem Fuß und schwillt elastisch wieder zurück, Zweige und flatternde Ranken schwingen sich um das Haupt des Wandelnden; Tausende von kleinen Thieren leben und weben in der Luft, auf den Blättern, an den Stämmen, unter den Steinen, im Wasser des Bachs, in den Kelchen der Blüthen, im abgestorbenen Holz. Dort schleppt die geschäftige Ameise Baustoff in ihre unterirdische Festung; hier eilt der goldschillernde Laufkäfer dahin mit einer kleinen Puppe, seinem Raub, zwischen den gewaltigen Freßzangen; der stattliche Feuerschröter labt sich am hervorquellenden Saft der Eichen und der Holzbock sonnt sich, vergnügt schnarrend, auf einem alten Stamm. Die Schmetterlinge gaukeln durch die Luft, der Trauermantel hoch oben, unten am Gestrüpp hin der große und der kleine Fuchs, der Admiral und der Citronenvogel, und sie scheinen der armen schwarzen Raupen zu spotten, die das hoch aufgeschossene Brennesselkraut zum Wohnsitz erkoren haben und im nächsten Jahre es als bunte Pfauenaugen umflattern werden. Bienen und Hummeln summen von Blume zu Blume in sammelnder Arbeit, die blauen und goldnen Mücken aber tanzen lustig im Strahl, der durch das Blätterdach fällt, und die Eintagsfliege mit den dunkeln Florfittigen schwebt über der durchsichtigen Welle des Baches, aus welcher rothgetupfte Forellen nach ihr haschen, und wie beschämt zwischen den Kieseln sich verbergen, wenn ihnen der Fang mißlingt. Aus dem feuchten Moos kriecht der Feuermolch und betrachtet verwundert seine

Verwandtin, die flinke grüne Eidechse, welche zwischen den Steinen mit Blitzesgeschwindigkeit hinschlüpft; die Schleiche liegt träg auf dem Sande und der Laubfrosch ergötzt sich an der Fliegenjagd aus sicherem Blattversteck. Die Frösche aber im nahen Teich mißgönnen dem Buchfinken oben in den Aesten sein fröhlich Lied, und stimmen ohrzerreißenden Rundgesang an; der Häher fliegt mit rauhem Schrei durch die Baumkronen und schreckt die Amsel auf, die wie ein schwarzer Pfeil in's Gesträuche schießt. Unbekümmert hackt der Specht den Tact, daß es weithin schallt durch's stille Holz. In jener Fichtengruppe läuft ein possirlich Eichhornpaar Stamm auf Stamm ab — und wenn es Abend wird und im Schatten der Bäume dunkler, dann tritt vielleicht noch ein edler Hirsch hervor aus dem Dickicht, hält den Kopf hoch in den Wind, um den etwa lauernden Feind zu erspähen, und schreitet dann, vorsichtig äsend, nieder zu dem Quell. Wo ist in diesem Bild ein unheimlicher Zug, ein grauenerweckender Hintergrund!

Aber in der Nacht? In der Nacht ist es ebenso wie am Tag, nur scheint statt der Sonne der Mond, oder es ist gar dunkel, und es regen sich blos die wenigen Thiere, welche Nachts ihrer Nahrung nachgehen. Kommt also mit in den nächtlichen Wald! Von dem wimmelnden Leben, das Euch noch im Gedächtniß ist, keine Spur! Still und schweigsam ruht der hundertjährige Forst, als sei er selbst in tiefen Schlaf versunken, wie die Menschen draußen in Städten und Dörfern. Doch horch, nein, nicht alles Leben ist in seinen dunklen Hallen erloschen. Ein seltsames Knistern

wird rege rings um Euch — aber es ist nur der Wind, der durch das Laubwerk raschelt — ein eintönig hohles Murmeln schlägt an Euer Ohr — der Bach ist's, dessen Welle sich an Wurzeln und Steinen bricht — ein Knall macht Euch zusammenfahren — aber ein üppig wuchernder Baum hat im Ueberdrange seines Saftes die Rinde gesprengt. Vielleicht auch malt der Mond mit schelmischem Strahl Euch den Schatten irgend eines Strauches als ungeheuerlichen Riesenkörper an die Felsen, oder ein Feuermann erwartet Euch auf der einsamen Waldwiese, — entweder ist's ein fauler Weidenstumpf oder ein Irrlichtlein, entzündete Sumpfluft, — kurz, seht nur hin, Ihr werdet Nichts finden, das Euch auf eine herzhafte Frage nicht tröstliche, vernünftige Antwort gäbe. Und dann hört Ihr den klagenden Ruf der Eule, welche auf der Mäusejagd umherirrt, oder ein dürres Zweiglein bricht unter eines Vogels Last, der dann erschreckt emporflattert und einen sichereren Ruheplatz sucht — das ist Alles! Wird Euch unheimlich zu Muth, wenn Ihr dieß lest? — Gewiß nicht. Und ebenso wenig, als die Schilderung, kann Euch auch die Wirklichkeit schreckhaft sein. Der Förster, der Kohlenbrenner, Leute, welche ihr Geschäft zu jeder Nachtzeit im Walde sein heißt, befinden sich darin so sicher und ruhig, wie Ihr in der heimischen Behausung. Und wenn nicht im Walde, überhaupt im Freien, wo sie sich noch am urkräftigsten zu entwickeln vermag, wo denn sonst sollte die Thierwelt den Menschen zagen machen? Doch nicht im Hause, wo er Herr und König ist? Wohlverstanden rede ich nur von unsern

deutschen Thieren, denn mit Deutschen rede ich und nicht von den Tigern und Schlangen und Crocodilen heißer Länder. In diesen hat man schon Grund zur Vorsicht, aber ebenfalls nicht zur Angst in dem Sinne, wie wir sie nehmen. Der Mensch darf wohl zusammenschrecken vor der Gefahr, die ein stärkeres Thier ihm bringen kann, doch nicht aus Aberglauben. In unserem Himmelsstrich giebt es aber kein wildes Thier mehr, welches sehr zu fürchten wäre; selbst der Wolf, der sich noch zuweilen aus Polen zu uns verirrt, greift nicht leicht einzeln den Menschen an.

Ist es uns gelungen, die Thiere vernünftig zu betrachten und zu beobachten, den Wahn, der sie uns vordem unkenntlich verkleidet hatte, abzustreifen, so wird es auch gar nicht lange dauern, daß wir zur richtigen Schätzung und Wägung des Schadens und Nutzens, den sie uns bringen, gelangen. Und mit Verwunderung werden wir alsdann gewahren, daß unsere Vorstellungen davon öfters ebenfalls sehr verwirrt und so trübe gewesen sind, daß sie dicht an die Grenze des Aberglaubens streifen. Es soll eine Hauptaufgabe der Bilder, welche ich vor Euch aufrollen will, sein, diese falschen und verderblichen Ansichten zu bekämpfen, wo sie uns begegnen. Es ist ein beschämendes Gefühl, sich sagen zu müssen: „Du hast so und so viele Jahre lang im Glauben an Dein Recht diese und jene kleine Thiergattung unablässig verfolgt und jetzt vernimmst Du auf einmal mit unwiderlegbarer Bestimmtheit, daß dieselbe Dir keineswegs schädlich, sondern im Gegentheil

nützlich gewesen ist.“ Immer besser ist aber noch dieser Selbstvorwurf zur rechten Zeit und die Umkehr auf den Weg der Vernunft, als das Verharren bei dem althergebrachten Irrglauben. Der Letztere hat schon gar manches Unheil gestiftet, zumal in Bezug auf die Hausthiere, welche das größte Gut und die Ernährer vieler Völker sind, und dafür von jeher durch die widersinnigste Behandlung gar zu oft belohnt werden. Welche Märchen hat man ausgesonnen, um natürliche Krankheitserscheinungen zu erklären, welchen Mißbrauch hat man mit auffälligen Erscheinungen bei denselben getrieben! Und noch heutzutage ist dieser entwürdigende Aberglaube nicht ganz verschwunden.

Und aus diesem Grunde führe ich Euch in den nachfolgenden Bildern selbst mitten in die Thierwelt und suche Euch die Räthsel darin zu lösen, die lächerlichen Ausschmückungen daraus zu entfernen, vielverbreitete Irrthümer zu widerlegen, und Euch auf das aufmerksam zu machen, was Ihr wissen müßt, um Euer Urtheil zu bilden und zu kräftigen, um in Zukunft das Wahre vom Falschen zu sichten. Begleitet mich, prüfend, mißtrauisch, wenn Ihr nicht anders könnt — aber verschließt wenigstens nicht hartnäckig Euer Ohr der erwachenden besseren Ueberzeugung. Es ist betrübend, wenn Menschen in unserer Zeit noch mit abergläubischen Gedanken und Vorstellungen behaftet sind, noch betrübender ist es aber, wenn sie dieselben nicht ablegen wollen. Und wenn Ihr Alten die höchst verwerfliche Meinung hegt, Ihr wäret zu alt, um noch etwas zu lernen, o so gebt

dieß Büchlein wenigstens Eueren Kindern in die Hände. Sie werden Nichts darin finden, was ihnen schädlich wäre, aber vielleicht gar Manches, wofür sie Euch später dankbar sein werden. Denn die beste Erziehung hilft wenig, wenn in der jungen Seele der Popanz Fuß gefaßt hat, der dem Menschen das ganze Leben vergällt: Der Aberglaube!

I.

Viel Lärm um Nichts.

Die Geschichte ist alt, rührt von meinem Urgroßvater her und ist mir von meiner Großmutter gar oft mit Wohlgefallen und umständlich erzählt worden. Damals galt es noch als ein halbes Verbrechen für einen sogenannten Menschen von Stand, sein eigenes Haar zu tragen; man trug lieber fremdes, oder Werg und Wolle, und zwar pfundweis, auf dem Kopf, und die Perrückenmacher hatten gute Zeiten; denn wer, wie die Frauen, auch etwa keine Perrücke trug, der gab seinem Haarputze doch das Ansehen einer solchen. An einem der kleinen, nunmehr ausgestorbenen Höfe Süddeutschlands bestand die Hauptbelustigung im Aufführen von französischen Theaterstücken, und es war zu dem Ende in der geräumigen Halle eines ehemaligen Zeughauses eine recht hübsche Bühne aufgeschlagen, deren Lichterglanz freilich mit dem Dunkel der anstoßenden offenen Seitenhallen einen gewaltigen Abstand bildete. Es war ein schöner lauer Vorsommerabend, durch die offenen, hohen Pforten kamen Blumendüfte des anstoßenden fürstlichen Gartens herein in die geschmückten Räume, in welchen eine geputzte, nur aus Ge-

ladenen bestehende Gesellschaft vor den Lampen saß und der Dinge harrte, die da kommen sollten. Das treffliche Musikchor spielte eine Eröffnungsweise und der buntgemalte Vorhang ging in die Höhe. Der Held, ein junger Graf, erschien in goldbrokatenem Rock mit wagerechtem Degen, den Hut unter'm Arm, und trug auf das Zierlichste die französischen Verse seiner Rolle vor. Sein Selbstgespräch dauerte schon lange, da ward es auf einmal auf die furchtbarste Weise unterbrochen. Ein entsetzlicher, Mark und Bein durchschütternder Schrei erscholl und plötzlich stürzte die Prinzessin Antonie, ein noch kaum sechzehnjähriges Mädchen, welche in dem Schauspiel ebenfalls mitwirken sollte, auf die Bühne, die höchste Angst in allen Mienen, und rasend, sinnlos schreiend, gleich wie um Schutz bei der Menge zu suchen, sah sie weder die Lampen vor sich, noch die Tiefe des Raumes für die Musiker und herab sprang sie mitten unter die letzteren. Sie fiel auf eins der hohen Notenpulte und dieses brach unter ihr zusammen. Eine Secunde der fürchterlichsten Stille, der Starrheit des Schrekkens folgte. Dann aber eilte Alles zu Hülfe; die Mutter des armen Mädchens lag ohnmächtig in dem gekrönten Sammetsessel, der Vater verleugnete selbst bei diesem Vorfall seine Würde nicht, so nahe er ihm auch gehen mochte. Man hob die Unglückliche auf; sie kam zu sich, schrie aber sogleich wieder von Neuem nach Hülfe und fiel in die gräßlichsten Zuckungen. Mein Urgroßvater hob den Kopf des Mädchens empor. — Da gewahrte er den bösen Urheber dieses Unglücks. Eine Fledermaus hatte sich in den gelockten, gepuderten, hoch aufgethürmten Haaren der Prinzessin

gefangen, und flatterte so über ihrem Haupte. Das kleine Ungethüm konnte auch nicht von seinem Sitz abgelöst werden, ohne daß die Scheere zu Hülfe genommen worden wäre. Mein Urgroßvater, ein aufgeklärter Mann, hielt die Fledermaus an dem einen Flügelfuß in die Höhe und sagte: „Beklagenswerth! Um dieses unschuldige Thierchen!“ — Und er ließ es flattern — aber ein böser Blick wurde ihm zu Theil. Wohl war das Opfer beklagenswerth — die arme Prinzessin Antonie, der Liebling des ganzen Ländchens, hatte eine Rippe und die beiden Füße gebrochen. Sie ward zwar wieder geheilt, allein sie blieb schief und konnte blos an Krücken gehen und ihre Gemüthsart änderte sich durch diese Schickung auf die bedauerlichste Weise. Den Tag nach dem Ereigniß verkündete der Ausrufer mit der Schelle in der ganzen Stadt die landesherrliche Verordnung: „Daß den Unterthanen aufgegeben sei, von nun an die gemeinschädlichen, insonders boshaften und widerwärtigen Giftthiere, so man Speckmäuse nennet, allenthalben von der Erde zu vertilgen, und daß für ein jedes eingelieferte Dutzend dieser „„höllischen Creaturen““ (!) auf hochfürstlicher Rentkanzlei ein Albus Silber ausbezahlt würde!“ — Da begann denn eine Jagd, wie man wohl noch keine weiter erlebt hat und an der sich besonders die Jugend sehr stark betheiligte. Mit der Dämmerung zogen Knaben und Burschen hinaus, bewaffnet mit langen Stangen, an deren Spitze ungeheure Büschel Werg befestigt waren; darin fingen sie allerdings nur wenige der armen verfolgten Thiere, deren es dort zufällig eine große Anzahl gab, allein der Spaß der Jagd war doch die Hauptsache. Zuschauer waren

immer noch mehr da als Jäger, jedoch merkwürdig, kein Einziger in der Perrücke, die meisten sogar mit verbundenen Köpfen. Aber die Geschichte ist noch nicht aus. Es fanden sich auch einige Gewinnsüchtige, wahrscheinlich Taugenichtse; da nun in alten Gebäuden die ergiebigste Jagd zu machen war, so wurden dieselben allabendlich von Unten bis Oben mit Laternen untersucht. Die tollen Burschen, welche merkten, daß die gehetzten Thiere sich am Gebälke der Decken fest anklammerten, zündeten die Wergbüschel auf ihren Stangen an und quälten damit die hülflosen Geschöpfe in den Tod. Solche thörichte Grausamkeit fand aber ihre furchtbare Strafe — denn es kam durch dieselbe Feuer aus und eilf Häuser und neunzehn Scheunen brannten ab! Und das Alles wegen einer kleinen unschädlichen Fledermaus! Um aber auch das Ende zu erzählen, so fiel mein Urgroßvater wegen des erzählten Vorgangs bei Hof in Ungnade, ward seines Amtes entsetzt und zog fort, fast gänzlich mittellos, in ein anderes deutsches Land. Das aber war zu seinem Heil — „und siehst du," pflegte meine Großmutter ihre Erzählung zu enden, „die Fledermaus ist ganz allein Schuld daran, daß ich hier sitze und dir das erzählen kann." Ich aber lief gewöhnlich nach dieser Mittheilung hinaus vor unseren Thorweg und betrachtete andächtig die in Stein gehauene Fledermaus, die den Bogen desselben zum Kopfzerbrechen der Nachbarsjungen schloß, denen ich zwar geheimnißvoll meine Mitwissenschaft, aber die Ursache des sonderbaren Wappens nur an Feiertagen andeutete.

Noch jetzt sind gar viele Leute von seltsamem Aberglauben hinsichtlich der Fledermäuse oder Speckmäuse befangen.

Wie die Prinzessin Antonie vor mehr als 100 Jahren glauben sie noch heute daran, daß ein solches Thierchen giftig sei, dem, dessen Kopf es berühre, unheilbaren Aussatz bringe und die Eigenschaft besitze, alle Hände, die es angreifen, auf der inneren Fläche mit einem Pelze dichter, grauer Haare zu bedecken, welche niemals wieder wegzubringen sind. Wie gar lächerlich und thöricht solch' ein Wahn sei, hätte der gestrenge Herr, welcher seine genannte Verordnung gegen die „Giftthiere" erließ, schon daraus abnehmen können, daß alle, welche in die Rentkanzlei abgeliefert wurden, mit Händen berührt waren, und daß die Prinzessin weder den Aussatz, noch mein Urgroßvater natürliche Pelzhandschuhe bekam. Verständige Leute glauben nicht an solchen willkürlichen Unsinn, welcher gar keine Berechtigung hat. Aber selbst, wer recht ängstlich wäre, brauchte sich doch durchaus nicht zu fürchten, daß ihm eine Fledermaus so leicht in die Haare gerathe. Das kann nur durch einen außerordentlich seltenen Zufall geschehen. Denn sie hat ein so feines Gefühl, so haarscharfe Sinne, daß sie nicht so leicht gegen irgend einen Gegenstand anfliegt, es sei denn, daß sie, noch jung und ungeschickt im Fliegen, durch die Ermüdung dazu genöthigt werde. Und außerdem, was wäre denn dabei so Schlimmes? Die Fledermaus ist zwar ein häßliches, übelriechendes, aber durchaus kein schädliches, sondern eher ein nützliches Thier. Denn sie lebt blos von Insecten, namentlich von Fliegen, die sie in der Dämmerung im Fluge, besonders gern über dem Wasser hascht. Dadurch leistet sie dem Menschen also sogar eine Wohlthat. Ein Märchen ist es, daß sie den Landleuten in die Schorn-

Fleisch heraus,

Dies vermag

ist der Geiz

fer, die geschicht

Schwänzlein mi

hüten, sondern mi

verhalten. Daß schon

wirklich durch das

Hausthiere erschei

Behauptung.

Ratten, welche mit

verletzten Wänden em

hinab und hina

aus, haben zahl

unwiderleglich ergebe

Fledermaus

Bruder, dieses man

sein Leben un

denn es bild

Füßen ei

Geschlecht, welch

Gabe des Flug

den Vögeln

es sogar ganz

noch nicht, ob

Zugvögel. Ihre

Beine, verbunden mit

an den Hin-

haben ganz allein

ergläubische Gerede über die gute Fledermaus zu ver=
ten.

heißen Ländern des Südens, in Ostindien und Bra=
giebt es Fledermäuse, welche bedeutend größer, wie die
gen, allerdings aber nicht ganz so unschuldig wie diese
Denn entweder plündern sie die Obstgärten, oder sie
sich auf schlafende Thiere, beißen denselben die Haut
nd saugen ihnen Blut aus. Dies thun besonders die
pyre in Südamerika, welche es so arg treiben, daß
Kälber, die Nachts im Freien bleiben, ihnen zum Opfer
n. Auch schlafende Menschen sollen sie schon angefallen
ihnen ein Bischen Blut abgezapft haben. Das ist aber
selten geschehen und kein wahres Beispiel bekannt,
ein solcher nächtlicher Besuch bei einem Menschen
mme Folgen hinterlassen habe. Sollte man nun glau=
daß sich das Märchen von großen Fledermäusen, die
Menschen Nachts die Adern öffnen und ihn tödten,
dem Mund übertreibender Reisender auch nach Eu=
a verpflanzt und zu der schauerlichen Sage vom Vampyr
ranlassung gegeben hat, welcher in Oestreich, in Kärn=
n, Ungarn und den Donaufürstenthümern noch unter
n rohen Landvolk vielfach verbreitet ist? Unter einem
ampyr versteht man aber dort einen Gestorbenen, der sich
nächtlich aus dem Grabe erhebt und umherwandelt, um
gend ein Opfer zu finden, welchem er das Blut aussaugen
nn, womit er dann sein Todtenleben im Sarge fristet.
Benn daher in einem Dorfe mehre Menschen rasch hinter=
nander sterben, was doch gar leicht vorkommen kann, so
erbreitet sich schnell die Meinung: Es ist ein Vampyr über

steine fliege und dort das aufgehängte Fleisch benage, woher auch ihr Namen „Speckmaus“ rührt. Dies vermag sie aus zwei Gründen nicht zu thun: Einmal ist ihr Gebiß viel zu schwach dazu, und sodann vermöchte sie, so geschickt sie auch zu fliegen versteht, in einem engen Schornstein nicht senkrecht wie eine Lerche empor zu flattern, sondern würde jeden Augenblick anstoßen und herabfallen. Daß schon ein oder das andere Mal eine Fledermaus wirklich durch das Kamin in die Küche gelangt ist und die Hausfrau erschreckt hat, bestätigt gerade die Wahrheit meiner Behauptung. Die Speckdiebe sind immer Mäuse oder Ratten, welche mit bewunderungswürdiger Fertigkeit an senkrechten Wänden empor zu laufen und selbst an den Fleischhaken hinab und hinauf zu klettern vermögen; daß sie die Räuber sind, haben zahlreiche Beobachtungen der Zahnspuren unwiderleglich ergeben.

Niemand braucht sich daher vor einer Fledermaus zu fürchten, oder hat einen vernünftigen Grund, dieses mausgroße Thierchen zu hassen. Es ist wahr, sein Leben und seine Stellung im Thierreich ist sonderbar, denn es bildet mit der Flughaut zwischen seinen Zehen und Füßen ein eigenthümliches, ganz einsam stehendes Geschlecht, welches allein von allen Säugethieren die wirkliche Gabe des Flugs besitzt und daher wohl als der Uebergang zu den Vögeln angesehen werden kann. Ununterrichtete zählen es sogar ganz zu den letzteren, und selbst Gelehrte wissen noch nicht, ob Fledermausarten nicht wandern, wie die Zugvögel. Ihre Zwitterbildung und ihr lichtscheues Wesen, verbunden mit der Wahl ihrer Aufenthaltsorte, wo sie verkehrt an den Hinterfüßen hängend den Tag verschläft, haben ganz allein

das abergläubische Gerede über die gute Fledermaus zu verantworten.

In heißen Ländern des Südens, in Ostindien und Brasilien, giebt es Fledermäuse, welche bedeutend größer, wie die unserigen, allerdings aber nicht ganz so unschuldig wie diese sind. Denn entweder plündern sie die Obstgärten, oder sie setzen sich auf schlafende Thiere, beißen denselben die Haut auf und saugen ihnen Blut aus. Dies thun besonders die Vampyre in Südamerika, welche es so arg treiben, daß viele Kälber, die Nachts im Freien bleiben, ihnen zum Opfer werden. Auch schlafende Menschen sollen sie schon angefallen und ihnen ein Bischen Blut abgezapft haben. Das ist aber nur selten geschehen und kein wahres Beispiel bekannt, daß ein solcher nächtlicher Besuch bei einem Menschen schlimme Folgen hinterlassen habe. Sollte man nun glauben, daß sich das Märchen von großen Fledermäusen, die dem Menschen Nachts die Adern öffnen und ihn tödten, aus dem Mund übertreibender Reisender auch nach Europa verpflanzt und zu der schauerlichen Sage vom Vampyr Veranlassung gegeben hat, welcher in Oestreich, in Kärnthen, Ungarn und den Donaufürstenthümern noch unter dem rohen Landvolk vielfach verbreitet ist? Unter einem Vampyr versteht man aber dort einen Gestorbenen, der sich allnächtlich aus dem Grabe erhebt und umherwandelt, um irgend ein Opfer zu finden, welchem er das Blut aussaugen kann, womit er dann sein Todtenleben im Sarge fristet. Wenn daher in einem Dorfe mehre Menschen rasch hintereinander sterben, was doch gar leicht vorkommen kann, so verbreitet sich schnell die Meinung: Es ist ein Vampyr über

uns gekommen! und mit derselben bezeichnet gewöhnlich dann auch der thörichte Wahn des rohen Haufens irgend einen der zuerst Gestorbenen als den Blutsauger. Und nun — wende dich ab, Menschheit, und verhülle weinend dein Haupt — mich schauderts, daß ich es erzählen soll — nun zieht Jung und Alt auf den Gottesacker und der vermeintliche Vampyr wird wieder ausgegraben. Die Kennzeichen, daß er es wirklich ist, bestehen darin, daß der Leiche Haare und Nägel gewachsen sind und daß sie ein frisches Aussehen hat. Diese Bedingungen treffen aber bei gar vielen Leichnamen ein, denn das unbewußte thierische Leben ist noch keineswegs ganz erloschen, wenn auch die Seele längst entschwunden ist, sondern es dauert in einzelnen Theilen und unter günstigen Verhältnissen, so namentlich in der tiefen, kühlen Erde noch so fort, daß Haare u. s. w. noch eine Zeit lang wachsen und die Farbe der Haut sich erhält. Also diese ganz natürlichen Anzeigen stempeln den Todten zum Vampyr. Was geschieht! Ein schwerer, zugespitzter Pfahl von Eichenholz wird von vier kräftigen Männern der Leiche durchs Herz gestoßen — bei diesem Stoß, der ihm den Rest geben soll, stößt der Vampyr immer einen Schrei aus; neuer Beweis, daß er es war, wofür man ihn hielt! Aber wie leicht ist auch das erklärbar: In dem Körper des Leichnams selbst sind die Weichtheile schon sämmtlich in Zersetzung übergegangen, haben dabei viele Gasarten entwickelt und diese spannen solchergestalt die Haut, bis letztere endlich selbst zersetzt wird. Sobald diesen Gasen nun ein gewaltsamer Ausweg eröffnet wird, so entladen sie sich so heftig, daß ein Geräusch entsteht, und da haben wir denn den Schrei des

Vampyrs. Ich habe diese unseren Zeiten wenig Ehre bringende Sage mit vielem Fleiß hier erzählt, weil sie besser als gar viele andere den Beleg dafür liefert, daß die allernatürlichsten Dinge oftmals dazu dienen müssen, dem Aberglauben die Hand zu bieten, daß aber der Aberglaube selbst immer der Sohn der Unwissenheit ist. Kenntniß der Natur und ungetrübte Beobachtung ihrer Erscheinungen heben über alle Annahmen hinweg, die vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft keinen Bestand haben.

II.

Das verkannte Verdienst.

Der Gärtner Jacob stand auf seinem Spaten gelehnt und betrachtete mit sehr ärgerlicher Miene mehrere Beete, deren meiste junge Pflanzen nicht allein welk und augenscheinlich vernichtet, sondern die auch da und dort mit hohen, frischaufgeworfenen Erdhaufen bedeckt waren. Als ich mich ihm näherte, winkte er mir mit der Hand Behutsamkeit zu, deutete auf den Boden und flüsterte: „Pst! Ich laure auf den Maulwurf. Der Spitzbube hat mir das halbe Frühgemüse schon zu Schanden gemacht und will auch die Pflänzchen des Spätkrauts nicht verschonen; aber ich passe ihm auf den Dienst. Sehen Sie diese Gänge und Haufen; es ist noch keine Viertelstunde her, daß er sie aufgeworfen, und der Räuber ist noch nicht weit; wenn wir uns still verhalten, so wird er unser. Jetzt — jetzt stößt er! Acht gegeben!“ Und mit gewaltigem Spatenstich schleuderte plötzlich Jacob den schwarzen Gesellen aus seinem unterirdischen Paß herauf an das Sonnenlicht; ehe ich nur ein Wort sagen konnte, hatte er ihm auch schon durch einen Spatenschlag den Garaus gemacht. „Der frißt mir keine Wurzel

mehr ab," sagte er zufrieden lächelnd. „Wenn er überhaupt jemals welche abgefressen hat," entgegnete ich. „Wie — was?" rief der Gärtner ganz erstaunt, „Sie nehmen wohl diesen Burschen in Schutz? Da sehen Sie doch einmal her!" Und er bückte sich und zog ein welkes Endivienpflänzchen aus dem Boden; augenscheinlich war die Wurzel desselben abgebissen und dies die Ursache seines Verwelkens gewesen. „Was braucht es mehr?"' fragte er mich achselzuckend. Ich aber erwiderte: „Der Maulwurf ist todt und wenn er auch noch lebte, könnte er sich doch nicht gegen Eure ungerechten Vorwürfe vertheidigen; deshalb will ich das Amt seines Advocaten übernehmen. Das werdet Ihr doch zugeben, guter Freund, daß der schwarze Bursche da Nichts im Magen haben kann, als was er vorher gefressen hat? Nun gebt einmal Acht! Mit diesem Federmesser öffne ich das Thier; hier ist sein Magen, ich schneide ihn auf; da kommt der Inhalt. Laßt doch sehen, aus was er besteht! Dies hier sind unzweifelhaft Stücke eines Regenwurms; schon ein Feind Eurer Beete, Meister Jacob, den der Maulwurf vertilgt. Aber weiter: Hier ist ein völlig erhaltener Körpertheil, der fast wie eine Hand aussieht und auffallend an die Vorderfüße des Maulwurfs selbst erinnert. Ihr wißt recht gut, welchem Thiere dieses Stück angehört hat, der Werre oder Maulwurfsgrille, einem der gefährlichsten und unersättlichsten Insecten, welches noch weit mehr zu fürchten ist, als derjenige, dem es zur Speise dient. Und hier, diese Reste sind ebenfalls nicht zu verkennen; es sind die rothen Köpfe von Engerlingen, und den Schaden, welchen diese schlimmen Gäste anstiften, kennt Ihr aus Erfahrung und

II.

Das verkannte Verdienst.

Der Gärtner Jacob stand auf seinem Spaten gelehnt und betrachtete mit sehr ärgerlicher Miene mehrere Beete, deren meiste junge Pflanzen nicht allein welk und augenscheinlich vernichtet, sondern die auch da und dort mit hohen, frischaufgeworfenen Erdhaufen bedeckt waren. Als ich mich ihm näherte, winkte er mir mit der Hand Behutsamkeit zu, deutete auf den Boden und flüsterte: „Pst! Ich laure auf den Maulwurf. Der Spitzbube hat mir das halbe Frühgemüse schon zu Schanden gemacht und will auch die Pflänzchen des Spätkrauts nicht verschonen; aber ich passe ihm auf den Dienst. Sehen Sie diese Gänge und Haufen; es ist noch keine Viertelstunde her, daß er sie aufgeworfen, und der Räuber ist noch nicht weit; wenn wir uns still verhalten, so wird er unser. Jetzt — jetzt stößt er! Acht gegeben!“ Und mit gewaltigem Spatenstich schleuderte plötzlich Jacob den schwarzen Gesellen aus seinem unterirdischen Paß herauf an das Sonnenlicht; ehe ich nur ein Wort sagen konnte, hatte er ihm auch schon durch einen Spatenschlag den Garaus gemacht. „Der frißt mir keine Wurzel

mehr ab," sagte er zufrieden lächelnd. „Wenn er überhaupt jemals welche abgefressen hat," entgegnete ich. „Wie — was?" rief der Gärtner ganz erstaunt, „Sie nehmen wohl diesen Burschen in Schutz? Da sehen Sie doch einmal her!" Und er bückte sich und zog ein welkes Endivienpflänzchen aus dem Boden; augenscheinlich war die Wurzel desselben abgebissen und dies die Ursache seines Verwelkens gewesen. „Was braucht es mehr?" fragte er mich achselzuckend. Ich aber erwiderte: „Der Maulwurf ist todt und wenn er auch noch lebte, könnte er sich doch nicht gegen Eure ungerechten Vorwürfe vertheidigen; deshalb will ich das Amt seines Advocaten übernehmen. Das werdet Ihr doch zugeben, guter Freund, daß der schwarze Bursche da Nichts im Magen haben kann, als was er vorher gefressen hat? Nun gebt einmal Acht! Mit diesem Federmesser öffne ich das Thier; hier ist sein Magen, ich schneide ihn auf; da kommt der Inhalt. Laßt doch sehen, aus was er besteht! Dies hier sind unzweifelhaft Stücke eines Regenwurms; schon ein Feind Eurer Beete, Meister Jacob, den der Maulwurf vertilgt. Aber weiter: Hier ist ein völlig erhaltener Körpertheil, der fast wie eine Hand aussieht und auffallend an die Vorderfüße des Maulwurfs selbst erinnert. Ihr wißt recht gut, welchem Thiere dieses Stück angehört hat, der Werre oder Maulwurfsgrille, einem der gefährlichsten und unersättlichsten Insecten, welches noch weit mehr zu fürchten ist, als derjenige, dem es zur Speise dient. Und hier, diese Reste sind ebenfalls nicht zu verkennen; es sind die rothen Köpfe von Engerlingen, und den Schaden, welchen diese schlimmen Gäste anstiften, kennt Ihr aus Erfahrung und

ladenen bestehende Gesellschaft vor den Lampen saß und der Dinge harrte, die da kommen sollten. Das treffliche Musikchor spielte eine Eröffnungsweise und der buntgemalte Vorhang ging in die Höhe. Der Held, ein junger Graf, erschien in goldbrokatenem Rock mit wagerechtem Degen, den Hut unter'm Arm, und trug auf das Zierlichste die französischen Verse seiner Rolle vor. Sein Selbstgespräch dauerte schon lange, da ward es auf einmal auf die furchtbarste Weise unterbrochen. Ein entsetzlicher, Mark und Bein durchschütternder Schrei erscholl und plötzlich stürzte die Prinzessin Antonie, ein noch kaum sechzehnjähriges Mädchen, welche in dem Schauspiel ebenfalls mitwirken sollte, auf die Bühne, die höchste Angst in allen Mienen, und rasend, sinnlos schreiend, gleich wie um Schutz bei der Menge zu suchen, sah sie weder die Lampen vor sich, noch die Tiefe des Raumes für die Musiker und herab sprang sie mitten unter die letzteren. Sie fiel auf eins der hohen Notenpulte und dieses brach unter ihr zusammen. Eine Secunde der fürchterlichsten Stille, der Starrheit des Schrekkens folgte. Dann aber eilte Alles zu Hülfe; die Mutter des armen Mädchens lag ohnmächtig in dem gekrönten Sammetsessel, der Vater verleugnete selbst bei diesem Vorfall seine Würde nicht, so nahe er ihm auch gehen mochte. Man hob die Unglückliche auf; sie kam zu sich, schrie aber sogleich wieder von Neuem nach Hülfe und fiel in die gräßlichsten Zuckungen. Mein Urgroßvater hob den Kopf des Mädchens empor. — Da gewahrte er den bösen Urheber dieses Unglücks. Eine Fledermaus hatte sich in den gelockten, gepuderten, hoch aufgethürmten Haaren der Prinzessin

gefangen, und flatterte so über ihrem Haupte. Das kleine Ungethüm konnte auch nicht von seinem Sitz abgelöst werden, ohne daß die Scheere zu Hülfe genommen worden wäre. Mein Urgroßvater, ein aufgeklärter Mann, hielt die Fledermaus an dem einen Flügelfuß in die Höhe und sagte: „Beklagenswerth! Um dieses unschuldige Thierchen!" — Und er ließ es flattern — aber ein böser Blick wurde ihm zu Theil. Wohl war das Opfer beklagenswerth — die arme Prinzessin Antonie, der Liebling des ganzen Ländchens, hatte eine Rippe und die beiden Füße gebrochen. Sie ward zwar wieder geheilt, allein sie blieb schief und konnte blos an Krücken gehen und ihre Gemüthsart änderte sich durch diese Schickung auf die bedauerlichste Weise. Den Tag nach dem Ereigniß verkündete der Ausrufer mit der Schelle in der ganzen Stadt die landesherrliche Verordnung: „Daß den Unterthanen aufgegeben sei, von nun an die gemeinschädlichen, insonders boshaften und widerwärtigen Giftthiere, so man Speckmäuse nennet, allenthalben von der Erde zu vertilgen, und daß für ein jedes eingelieferte Dutzend dieser „„höllischen Creaturen"" (!) auf hochfürstlicher Rentkanzlei ein Albus Silber ausbezahlt würde!" — Da begann denn eine Jagd, wie man wohl noch keine weiter erlebt hat und an der sich besonders die Jugend sehr stark betheiligte. Mit der Dämmerung zogen Knaben und Burschen hinaus, bewaffnet mit langen Stangen, an deren Spitze ungeheure Büschel Werg befestigt waren; darin fingen sie allerdings nur wenige der armen verfolgten Thiere, deren es dort zufällig eine große Anzahl gab, allein der Spaß der Jagd war doch die Hauptsache. Zuschauer waren

immer noch mehr da als Jäger, jedoch merkwürdig, kein Einziger in der Perrücke, die meisten sogar mit verbundenen Köpfen. Aber die Geschichte ist noch nicht aus. Es fanden sich auch einige Gewinnsüchtige, wahrscheinlich Taugenichtse; da nun in alten Gebäuden die ergiebigste Jagd zu machen war, so wurden dieselben allabendlich von Unten bis Oben mit Laternen untersucht. Die tollen Burschen, welche merkten, daß die gehetzten Thiere sich am Gebälke der Decken fest anklammerten, zündeten die Wergbüschel auf ihren Stangen an und quälten damit die hülflosen Geschöpfe in den Tod. Solche thörichte Grausamkeit fand aber ihre furchtbare Strafe — denn es kam durch dieselbe Feuer aus und eilf Häuser und neunzehn Scheunen brannten ab! Und das Alles wegen einer kleinen unschädlichen Fledermaus! Um aber auch das Ende zu erzählen, so fiel mein Urgroßvater wegen des erzählten Vorgangs bei Hof in Ungnade, ward seines Amtes entsetzt und zog fort, fast gänzlich mittellos, in ein anderes deutsches Land. Das aber war zu seinem Heil — „und siehst du," pflegte meine Großmutter ihre Erzählung zu enden, „die Fledermaus ist ganz allein Schuld daran, daß ich hier sitze und dir das erzählen kann." Ich aber lief gewöhnlich nach dieser Mittheilung hinaus vor unseren Thorweg und betrachtete andächtig die in Stein gehauene Fledermaus, die den Bogen desselben zum Kopfzerbrechen der Nachbarsjungen schloß, denen ich zwar geheimnißvoll meine Mitwissenschaft, aber die Ursache des sonderbaren Wappens nur an Feiertagen andeutete.

Noch jetzt sind gar viele Leute von seltsamem Aberglauben hinsichtlich der Fledermäuse oder Speckmäuse befangen.

Wie die Prinzessin Antonie vor mehr als **100** Jahren glauben sie noch heute daran, daß ein solches Thierchen giftig sei, dem, dessen Kopf es berühre, unheilbaren Aussatz bringe und die Eigenschaft besitze, alle Hände, die es angreifen, auf der inneren Fläche mit einem Pelze dichter, grauer Haare zu bedecken, welche niemals wieder wegzubringen sind. Wie gar lächerlich und thöricht solch' ein Wahn sei, hätte der gestrenge Herr, welcher seine genannte Verordnung gegen die „Giftthiere" erließ, schon daraus abnehmen können, daß alle, welche in die Rentkanzlei abgeliefert wurden, mit Händen berührt waren, und daß die Prinzessin weder den Aussatz, noch mein Urgroßvater natürliche Pelzhandschuhe bekam. Verständige Leute glauben nicht an solchen willkürlichen Unsinn, welcher gar keine Berechtigung hat. Aber selbst, wer recht ängstlich wäre, brauchte sich doch durchaus nicht zu fürchten, daß ihm eine Fledermaus so leicht in die Haare gerathe. Das kann nur durch einen außerordentlich seltenen Zufall geschehen. Denn sie hat ein so feines Gefühl, so haarscharfe Sinne, daß sie nicht so leicht gegen irgend einen Gegenstand anfliegt, es sei denn, daß sie, noch jung und ungeschickt im Fliegen, durch die Ermüdung dazu genöthigt werde. Und außerdem, was wäre denn dabei so Schlimmes? Die Fledermaus ist zwar ein häßliches, übelriechendes, aber durchaus kein schädliches, sondern eher ein nützliches Thier. Denn sie lebt blos von Insecten, namentlich von Fliegen, die sie in der Dämmerung im Fluge, besonders gern über dem Wasser hascht. Dadurch leistet sie dem Menschen also sogar eine Wohlthat. Ein Märchen ist es, daß sie den Landleuten in die Schorn-

steine fliege und dort das aufgehängte Fleisch benage, woher auch ihr Namen „Speckmaus“ rührt. Dies vermag sie aus zwei Gründen nicht zu thun: Einmal ist ihr Gebiß viel zu schwach dazu, und sodann vermöchte sie, so geschickt sie auch zu fliegen versteht, in einem engen Schornstein nicht senkrecht wie eine Lerche empor zu flattern, sondern würde jeden Augenblick anstoßen und herabfallen. Daß schon ein oder das andere Mal eine Fledermaus wirklich durch das Kamin in die Küche gelangt ist und die Hausfrau erschreckt hat, bestätigt gerade die Wahrheit meiner Behauptung. Die Speckdiebe sind immer Mäuse oder Ratten, welche mit bewunderungswürdiger Fertigkeit an senkrechten Wänden empor zu laufen und selbst an den Fleischhaken hinab und hinauf zu klettern vermögen; daß sie die Räuber sind, haben zahlreiche Beobachtungen der Zahnspuren unwiderleglich ergeben.

Niemand braucht sich daher vor einer Fledermaus zu fürchten, oder hat einen vernünftigen Grund, dieses mausgroße Thierchen zu hassen. Es ist wahr, sein Leben und seine Stellung im Thierreich ist sonderbar, denn es bildet mit der Flughaut zwischen seinen Zehen und Füßen ein eigenthümliches, ganz einsam stehendes Geschlecht, welches allein von allen Säugethieren die wirkliche Gabe des Flugs besitzt und daher wohl als der Uebergang zu den Vögeln angesehen werden kann. Ununterrichtete zählen es sogar ganz zu den letzteren, und selbst Gelehrte wissen noch nicht, ob Fledermausarten nicht wandern, wie die Zugvögel. Ihre Zwitterbildung und ihr lichtscheues Wesen, verbunden mit der Wahl ihrer Aufenthaltsorte, wo sie verkehrt an den Hinterfüßen hängend den Tag verschläft, haben ganz allein

das abergläubische Gerede über die gute Fledermaus zu verantworten.

In heißen Ländern des Südens, in Ostindien und Brasilien, giebt es Fledermäuse, welche bedeutend größer, wie die unserigen, allerdings aber nicht ganz so unschuldig wie diese sind. Denn entweder plündern sie die Obstgärten, oder sie setzen sich auf schlafende Thiere, beißen denselben die Haut auf und saugen ihnen Blut aus. Dies thun besonders die Vampyre in Südamerika, welche es so arg treiben, daß viele Kälber, die Nachts im Freien bleiben, ihnen zum Opfer werden. Auch schlafende Menschen sollen sie schon angefallen und ihnen ein Bischen Blut abgezapft haben. Das ist aber nur selten geschehen und kein wahres Beispiel bekannt, daß ein solcher nächtlicher Besuch bei einem Menschen schlimme Folgen hinterlassen habe. Sollte man nun glauben, daß sich das Märchen von großen Fledermäusen, die dem Menschen Nachts die Adern öffnen und ihn tödten, aus dem Mund übertreibender Reisender auch nach Europa verpflanzt und zu der schauerlichen Sage vom Vampyr Veranlassung gegeben hat, welcher in Oestreich, in Kärnthen, Ungarn und den Donaufürstenthümern noch unter dem rohen Landvolk vielfach verbreitet ist? Unter einem Vampyr versteht man aber dort einen Gestorbenen, der sich allnächtlich aus dem Grabe erhebt und umherwandelt, um irgend ein Opfer zu finden, welchem er das Blut aussaugen kann, womit er dann sein Todtenleben im Sarge fristet. Wenn daher in einem Dorfe mehre Menschen rasch hintereinander sterben, was doch gar leicht vorkommen kann, so verbreitet sich schnell die Meinung: Es ist ein Vampyr über

uns gekommen! und mit derselben bezeichnet gewöhnlich dann auch der thörichte Wahn des rohen Haufens irgend einen der zuerst Gestorbenen als den Blutsauger. Und nun — wende dich ab, Menschheit, und verhülle weinend dein Haupt — mich schauderts, daß ich es erzählen soll — nun zieht Jung und Alt auf den Gottesacker und der vermeintliche Vampyr wird wieder ausgegraben. Die Kennzeichen, daß er es wirklich ist, bestehen darin, daß der Leiche Haare und Nägel gewachsen sind und daß sie ein frisches Aussehen hat. Diese Bedingungen treffen aber bei gar vielen Leichnamen ein, denn das unbewußte thierische Leben ist noch keineswegs ganz erloschen, wenn auch die Seele längst entschwunden ist, sondern es dauert in einzelnen Theilen und unter günstigen Verhältnissen, so namentlich in der tiefen, kühlen Erde noch so fort, daß Haare u. s. w. noch eine Zeit lang wachsen und die Farbe der Haut sich erhält. Also diese ganz natürlichen Anzeigen stempeln den Todten zum Vampyr. Was geschieht! Ein schwerer, zugespitzter Pfahl von Eichenholz wird von vier kräftigen Männern der Leiche durchs Herz gestoßen — bei diesem Stoß, der ihm den Rest geben soll, stößt der Vampyr immer einen Schrei aus; neuer Beweis, daß er es war, wofür man ihn hielt! Aber wie leicht ist auch das erklärbar: In dem Körper des Leichnams selbst sind die Weichtheile schon sämmtlich in Zersetzung übergegangen, haben dabei viele Gasarten entwickelt und diese spannen solchergestalt die Haut, bis letztere endlich selbst zersetzt wird. Sobald diesen Gasen nun ein gewaltsamer Ausweg eröffnet wird, so entladen sie sich so heftig, daß ein Geräusch entsteht, und da haben wir denn den Schrei des

Vampyrs. Ich habe diese unseren Zeiten wenig Ehre bringende Sage mit vielem Fleiß hier erzählt, weil sie besser als gar viele andere den Beleg dafür liefert, daß die allernatürlichsten Dinge oftmals dazu dienen müssen, dem Aberglauben die Hand zu bieten, daß aber der Aberglaube selbst immer der Sohn der Unwissenheit ist. Kenntniß der Natur und ungetrübte Beobachtung ihrer Erscheinungen heben über alle Annahmen hinweg, die vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft keinen Bestand haben.

II.

Das verkannte Verdienst.

Der Gärtner Jacob stand auf seinem Spaten gelehnt und betrachtete mit sehr ärgerlicher Miene mehrere Beete, deren meiste junge Pflanzen nicht allein welk und augenscheinlich vernichtet, sondern die auch da und dort mit hohen, frischaufgeworfenen Erdhaufen bedeckt waren. Als ich mich ihm näherte, winkte er mir mit der Hand Behutsamkeit zu, deutete auf den Boden und flüsterte: „Pst! Ich laure auf den Maulwurf. Der Spitzbube hat mir das halbe Frühgemüse schon zu Schanden gemacht und will auch die Pflänzchen des Spätkrauts nicht verschonen; aber ich passe ihm auf den Dienst. Sehen Sie diese Gänge und Haufen; es ist noch keine Viertelstunde her, daß er sie aufgeworfen, und der Räuber ist noch nicht weit; wenn wir uns still verhalten, so wird er unser. Jetzt — jetzt stößt er! Acht gegeben!“ Und mit gewaltigem Spatenstich schleuderte plötzlich Jacob den schwarzen Gesellen aus seinem unterirdischen Paß herauf an das Sonnenlicht; ehe ich nur ein Wort sagen konnte, hatte er ihm auch schon durch einen Spatenschlag den Garaus gemacht. „Der frißt mir keine Wurzel

mehr ab," sagte er zufrieden lächelnd. „Wenn er überhaupt jemals welche abgefressen hat," entgegnete ich. „Wie — was?" rief der Gärtner ganz erstaunt, „Sie nehmen wohl diesen Burschen in Schutz? Da sehen Sie doch einmal her!" Und er bückte sich und zog ein welkes Endivienpflänzchen aus dem Boden; augenscheinlich war die Wurzel desselben abgebissen und dies die Ursache seines Verwelkens gewesen. „Was braucht es mehr?" fragte er mich achselzuckend. Ich aber erwiderte: „Der Maulwurf ist todt und wenn er auch noch lebte, könnte er sich doch nicht gegen Eure ungerechten Vorwürfe vertheidigen; deshalb will ich das Amt seines Advocaten übernehmen. Das werdet Ihr doch zugeben, guter Freund, daß der schwarze Bursche da Nichts im Magen haben kann, als was er vorher gefressen hat? Nun gebt einmal Acht! Mit diesem Federmesser öffne ich das Thier; hier ist sein Magen, ich schneide ihn auf; da kommt der Inhalt. Laßt doch sehen, aus was er besteht! Dies hier sind unzweifelhaft Stücke eines Regenwurms; schon ein Feind Eurer Beete, Meister Jacob, den der Maulwurf vertilgt. Aber weiter: Hier ist ein völlig erhaltener Körpertheil, der fast wie eine Hand aussieht und auffallend an die Vorderfüße des Maulwurfs selbst erinnert. Ihr wißt recht gut, welchem Thiere dieses Stück angehört hat, der Werre oder Maulwurfsgrille, einem der gefährlichsten und unersättlichsten Insecten, welches noch weit mehr zu fürchten ist, als derjenige, dem es zur Speise dient. Und hier, diese Reste sind ebenfalls nicht zu verkennen; es sind die rothen Köpfe von Engerlingen, und den Schaden, welchen diese schlimmen Gäste anstiften, kennt Ihr aus Erfahrung und

werdet ihn gleich noch näher kennen lernen. Denn jetzt thut mir einmal den Gefallen und stecht eine der verwelkten Pflanzen mit dem Spaten aus. Siehe da, ein Engerling an der Wurzel! Nun noch eine und wieder eine. — Ihr könntet Alle ausgraben und Ihr würdet fast an jeder denselben bösen Feind, die Larve des Maikäfers, finden. Sie ist des Maulwurfs liebste Nahrung und nun begreift Ihr doch, warum er gerade diese Beete und nicht jene anderen, wo ältere Pflanzen kräftig wachsen, durchwühlt hat? Er sucht sein Futter und dadurch, daß Ihr ihn getödtet, habt Ihr Tausenden von Regenwürmern, Werren, Engerlingen, Schnecken, ja selbst auch mancher Kröte und mancher Maus das Leben geschenkt. Wollt Ihr nun der verkannten Unschuld Abbitte leisten?"

„Es ist sonderbar!" sagte der Gärtner. „Ich muß Ihnen glauben, denn Sie haben mich durch den Augenschein überzeugt, aber dennoch sträubt sich mein Inneres dagegen, ein Thier, das ich von Jugend auf als schädlich gehaßt und verfolgt habe, nun auf einmal sogar als nützlich anerkennen zu müssen. Jedenfalls schadet der Maulwurf doch dadurch, daß er die Erde aufstößt, Pflanzen lockert und Gärten und Aecker unsauber macht."

„Je nun," antwortete ich, „der Schaden ist doch so groß nicht und kann mit etwas Fleiß gar leicht ausgebessert werden."

„Aber auf den Wiesen," rief Jacob, „da sind doch die Maulwurfshügel gar unangenehm, denn sie hindern die Sense, vermindern den Graswuchs und sehen häßlich aus."

„Ganz recht," fuhr ich fort, „wenn man sie eben läßt,

wie und wo sie sind. Gerade auf den Wiesen ist der Maulwurf ein Prediger des Fleißes. Wenn seine frischaufgestoßenen Haufen sogleich mit Schaufel und Rechen verstreut werden, so dient die lockere Erde derselben zur Verjüngung der Grasnarbe, welche darnach freudiger und reichlicher trägt; die Sense wird sodann weder einen Anstoß finden, noch werden jene Hügel als Denkmäler der Trägheit der Wiesenbesitzer dastehen. Uebrigens giebt der Maulwurf den Letzteren eine gute Lehre, die sie sich nicht entgehen lassen dürfen. Da er die Feuchtigkeit durchaus nicht vertragen kann, so hält er sich nur in solchen Wiesen dauernd auf, welchen es an Wässerung fehlt, und die deshalb weit besser zu Ackerland umgebrochen würden. In einer guten, regelmäßig bewässerten Wiese habt Ihr gewiß noch keinen Maulwurf gesehen."

„Ich glaube, Sie haben Recht," antwortete der Gärtner, nachdem er einige Augenblicke lang nachgedacht hatte. „Allein Sie erwähnten vorhin, daß der Maulwurf auch Mäuse fräße; nun möchte ich aber doch wissen, wie er es anfängt, dieselben zu bekommen, denn er ist ja blind und sieht nur im Augenblick seines Todes, wenn sein Sehen ihm nichts mehr hilft. Es ist recht schade, daß wir den Burschen da zu schnell getödtet haben, sonst hätten wir uns seine Augen betrachten können, welche erscheinen, sobald man ihn mit einer Nadel in den Rüssel sticht, wonach er dann auf der Stelle stirbt."

„Ihr könnt sie sehen," sagte ich, „ohne nutzlose und schändliche Quälerei des Thieres. Schaut her, da sind sie. Der Maulwurf hat recht gute Augen, nur sind sie mit Haa-

ren bedeckt, welche ihnen Schutz verleihen vor der Erde, in der das Thier wühlt; man braucht nur auf die Stelle zu blasen und sogleich legen sich diese kranzförmig zurück, so daß das Auge sichtbar wird."

Der Gärtner schüttelte bedächtig den Kopf; er hatte so viel Neues über ein Thier vernommen, welches seiner Meinung nach eines der schädlichsten in der Welt war, daß er sich noch kaum von seinem Erstaunen zu erholen vermochte. Da ich sah, daß noch nicht alle Zweifel in ihm getilgt waren, so fuhr ich fort: „Die Ehrenrettung des Maulwurfs hat schon längst vor mir ein Mann versucht, welchem Bildung und sittliche Hebung seiner Mitmenschen mehr am Herzen lagen, als alles Andere. Er hieß Hebel und seine Schriften sind, wie sein Gemüth es gewesen, ein Schatzkästlein voller Wahrheiten, Edelsinn und Aufklärung im Schmuck der liebenswürdigsten Laune. Und das kleine Thier verdient wirklich mehr Schonung, als ihm bis jetzt zu Theil wird, denn es ist in der That nützlich, so daß man sagen kann, es wird nur da am eifrigsten verfolgt und vertilgt, wo Unwissenheit und Trägheit am meisten zu Hause sind. Es geht in dieser Hinsicht dem Maulwurf gerade so, wie dem vielfach verunglimpften, guten Igel."

„Nun, den werden Sie doch hoffentlich nicht rein waschen wollen?" rief der Gärtner lachend, „oder wenn Sie es auch wollen, so wird es Ihnen unmöglich sein!"

„So?" erwiederte ich; „was könnt Ihr denn eigentlich dem Igel vorwerfen? — Was sind seine Verbrechen? — Wodurch schadet er?"

„Darauf ist leicht Bescheid zu geben," sagte Meister Jacob

mit sicherer Miene; „den Igel muß man todtschlagen und ausrotten, wo man ihn findet, denn er ist der heimtückisch'ste Bösewicht, den es nur geben mag. Daß er uns Gärtnern unendlichen Schaden thut, indem er auf die Bäume kriecht, das beste Obst abbricht, sich dann in eine Kugel zusammenrollt und herabfallen läßt, worauf er unten frißt, was er kann und das Uebrige an seine Stacheln spießt und so davon trägt, wobei er aussieht wie ein wandelnder Korb voll Aepfel und Birnen — das möchte noch hingehen, wenn es gleich schon Grund genug wäre, das garstige Thier zu tödten, wo man es trifft. Das Schlimmere aber ist, daß sich der Igel bei Nacht in die Ställe armer Leute schleicht und den Kühen die Milch aus dem Euter saugt, so daß, wenn die Melkerin am Morgen kommt, kein Tropfen mehr darin ist. Ueberhaupt ist der Igel ein unheimliches Thier; mit seinem Fett können die Zigeuner allerlei schreckliche Krankheiten bei Vieh und Menschen hervorbringen, weshalb man sich hüten muß, sie ohne Almosen gehen zu lassen und zu erzürnen; und daß eine Igelhaut, ins Bettstroh versteckt, keinen Menschen schlafen läßt, ist eine bekannte Sache."

„An dies Letztere will ich glauben!" fuhr ich jetzt lachend heraus, „besonders wenn die Stacheln durchgehen und den Ruhebedürftigen kitzeln. Nehmt es mir nicht übel, Meister Jacob, Ihr seid ein geschickter und verständiger Gärtner, aber in der Naturgeschichte der Thiere seid Ihr blitzwenig bewandert. Denkt doch nur ein Wenig nach. Das Igelfett hat noch niemals einen Menschen weder krank noch gesund gemacht, denn sonst wäre es in den Apotheken zu haben und die Aerzte gebrauchten es, die doch gewiß eben so gut wie

Ihr von seinen vermeintlichen Wirkungen gehört haben müssen. Durch derlei abergläubische Spiegelfechtereien täuschen die Zigeuner vielleicht hier und da gutmüthige Landleute, um dadurch Furcht und Geschenke zu erzwingen. Mit dem Milchaussaugen des Igels ist es noch viel weniger; dazu ist seine rüsselförmige Schnauze und sein Gebiß gar nicht eingerichtet, und ich möchte wohl einmal sehen, wie das kleine Geschöpf es anfinge, dem großen Euter einer Kuh Milch zu entlocken; er vermöchte mit dem besten Willen die Zitze nicht so weit zu packen, wie dies dazu unumgänglich nothwendig ist. Wenn der Igel manchmal in Ställen betroffen wird, so ist er gar nützlich beschäftigt; er befindet sich nemlich auf der Mäusejagd."

„Das ist auch wahr," unterbrach mich der Gärtner; „es fällt mir ein, daß ich selbst schon einen Igel mit einer Maus zwischen den Zähnen gesehen habe!"

„Ja, und außer den Mäusen frißt er schädliche Insecten, Schnecken, Würmer und Schlangen, so daß er der größte Freund das Menschen zu heißen verdient. Zu solchem hat ihn die allweise Natur bestimmt und darum hat sie diesem harmlosen, thätigen und nützlichen Thiere auch eine Eigenschaft verliehen, welche es vor allen übrigen Geschöpfen außerordentlich auszeichnet. Von allen lebenden Wesen ist, zahlreichen Erfahrungen nach, der Igel das einzige, welchem kein Gift schadet. Weder der Arsenik, noch die Bisse der Giftschlangen vermögen ihm etwas anzuhaben; Beide verzehrt er mit dem größten Appetit und ist namentlich der unermüdliche Vertilger der einzigen deutschen Giftschlange, der Kreuzotter. Aus diesem Grunde ist es mir oft vorge-

kommen, als könne südlichen Ländern, wo es so viele giftige Kriechthiere giebt, keine größere Wohlthat erwiesen werden, als wenn man den Igel dorthin verpflanzte und es versuchte, ihn daselbst heimisch zu machen."

„Ich sehe schon," sagte der Gärtner, „daß es mit dem Baumkletern ebenfalls Nichts ist, und daß Sie auch in dieser Hinsicht den Igel weiß waschen können."

„Allerdings ist es Nichts damit," fuhr ich fort. „Seht nur einmal das Thier genau an und dann sagt mir, ob Ihr es für möglich haltet, daß es einen Baum hinaufklettern kann? Freilich liebt der Igel einen guten Apfel und eine saftige Birne recht sehr und läßt sich dieselben wohlschmecken, wenn er sie im Grase findet; allein weitere Mühe giebt er sich nicht darum. Es mag wohl vorgekommen sein, daß sich einmal zufällig eine Frucht an seinen Stacheln festspießte und er damit davongelaufen ist, freiwillig jedoch trägt er solche Last, die ihm sehr hinderlich wäre und die er kaum wieder los werden könnte, gewiß nicht fort. Der kleine Schaden aber, den der Igel dem Menschen zufügt, wenn er ihm einige Stücke abgefallenen Obstes entführt, wird allein schon dadurch aufgewogen, daß er die Wurzeln der Quecke und des Wegerichs, zweier schlimmen Unkrautpflanzen, eben so gern aufsucht und ausgräbt. Außerdem frißt er keine Pflanzenstoffe, sondern lebt blos von menschenfeindlichem Ungeziefer. Daher wird er von vorurtheilsfreien und vernünftigen Menschen nicht nur geschützt und gehegt, sondern auch trotz seines üblen Geruchs als Hausthier gehalten, wo er dann den Speicher von Mäusen, die Küche von Heimchen und den Keller von Schaben reinigt.

Kurz, noch einmal, es giebt wenig nützlichere, harmlosere Thiere wie der Igel, und tief beklagenswerth ist es, daß er noch so gar häufig mit einer Hast und Grausamkeit verfolgt wird, welche am gesunden Sinn des Menschen verzweifeln lassen."

Meister Jacob sah mich, als ich geendet hatte, lächelnd an, kratzte sich gedankenvoll den Kopf und sagte: „Ich hätte kaum geglaubt, daß ich in einer kurzen Stunde und in meinen alten Tagen noch so viel lernen könnte, wie heute. Aber ich bin Ihnen dankbar dafür, denn zum Lernen ist man nie zu alt, und ich will mir Mühe geben, das, was ich vernommen habe, anzuwenden und auch auf Andere überzutragen. Dem Maulwurf und dem Igel geht es wie vielen Menschen: Jedermann weiß nur Böses von ihnen zu sagen, aber ihre Verdienste bleiben im Stillen."

„Wo es sich aber um den eigenen Nutzen handelt, da sollte man doch wenigstens bereit sein, dieselben anzuerkennen!" entgegnete ich, und dann schieden wir von einander, ein Jeder an seine Arbeit.

Ein Paar Tage darnach sah ich, ohne gesehen zu werden, wie Meister Jacob einen gefangenen Maulwurf sorgfältig in die Baumschule trug, wo die Engerlinge vielen Schaden anrichteten, ohne daß man ihnen auf geeignete Weise hätte beikommen können, und ihn daselbst laufen ließ. Später erblickte ich auch einen Igel im Kuhstall und die Knechte erzählten mir, sie hätten ihm in mancher mondhellen Nacht aufgelauert, ob er an den Kühen sauge, aber er habe sich um weiter Nichts bekümmert, als um Mäuse, und diese finge er mit größerer Geschicklichkeit, als die beste Katze.

III.

Mäuse.

Ueberall ist die Zeit der Ernte eine fröhliche, wohlgemuthe, in welcher der Landmann sich zwar doppelt zu rühren hat, dafür aber auch die hohe Freude empfindet, den durch seiner Hände Arbeit gepflegten Besitz endlich heim zu bringen unter das schützende Dach und so des Schweißes Lohn zu erringen. Wo ich aber auch das rege Ernteleben und Treiben beobachtet habe — und an gar vielen Orten Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Belgiens hab' ich das — so meine ich doch, daß es nirgends lebendiger, anregender, schöner sein könne, als in dem freien, grünen England. Dort lebte ich längere Zeit und wandte mein Augenmerk hauptsächlich der Landwirthschaft, dieser edelsten aller Künste, zu, welche mit Recht schon von den Alten die Mutter und Amme der Völker und Staaten genannt wurde. Die Ernte ist in England ein wahres Fest; wetteifernd arbeiten Herren und Gesinde von Morgens früh bis in die sinkende Nacht, um bei gutem Wetter einheimsen zu können; die lauteste Fröhlichkeit stört niemals den Gang der Verrichtung, und wenn auch die zinnernen Krüge mit dem schäumenden

Alle fleißig kreisen — niemals wird darüber das Geringste vernachlässigt. Erst am letzten Tag, wenn man sicher ist, daß vor Abend jedenfalls noch die letzte Weizengarbe sicher auf die Feime gelangt, — denn die Engländer besitzen keine Scheunen — erlaubt der Herr seinen Arbeitern allerlei Scherz und Kurzweil. Nicht den untersten Rang dabei nehmen die Kaninchenjagd und das Mäuseschlagen ein. Die erstere ist gar lustig. Es giebt in England außerordentlich viel von diesen Näschern, und die Weizenfelder wimmeln oft von ihnen. Um eine möglichst große Anzahl davon zu erlegen, beobachten die Arbeiter nun beim Abernten des letzten Weizenfeldes ein eigenthümliches Verfahren. Sie setzen nämlich von der in Garben liegenden Frucht in der Mitte des Ackers einen ganz großen Haufen, rings umher die üblichen, kleinen aus je fünf Garben, zusammen. Während der Paar Tage, in welchen das Getreide abtrocknet, ziehen sich die durch die Sichel in ihre Löcher vertriebenen Kaninchen wieder unter die Haufen, um ihre gewohnte Nahrung aufzusuchen. Darauf gründet sich nun das Jagdverfahren am letzten Erntetage. Der Farmer oder Pachter, seine Söhne und die ältesten Knechte haben sich mit Flinten bewaffnet und die gesammte Hundeschaar des Hofes und der Arbeiter ist mitgebracht worden. Die letzteren beginnen nunmehr das Abtragen und Aufladen der Haufen zuerst ringsum, dann in immer enger und enger werdenden Kreisen auszuführen. Unter jeder letzten Garbe hüpfen eins, ja zwei und drei Kaninchen hervor — da knallen denn die Gewehre, die Hunde fahren rasend hinter den geängstigten Thierchen drein, das laute Hilloh! Hilloh! der Arbeiter und ihrer Kinder, deren Heer an solchen Tagen

niemals fehlt, das blitzschnelle Auftauchen und Verschwinden des Wildes unter dem inneren Garbenring — Alles das bildet ein eben so aufregendes, als anziehendes, wildes Schauspiel. Man glaube nur nicht, daß die Arbeit darunter leide, im Gegentheil, am sogenannten „Kaninchentag" geht das Aufladen am allerschnellsten, denn Jedermann ist neugierig auf das Wegnehmen des letzten, großen Haufens. Dieser besteht gewöhnlich aus fünfundzwanzig Garben, wovon zwanzig aufrecht zusammengeschichtet stehen und fünf das Dach herstellen. Eine Anzahl Arbeiter bildet um denselben einen Ring, die andern stehen mit Bindestöcken bewaffnet außen mit den Hunden und den äußersten Kreis bilden die Schützen. Nun sind in einen solchen Haufen oft hundert und mehr Kaninchen geflüchtet. Der innere Ring erfaßt die Garben, zuerst das Dach und reicht sie weg — noch rührt sich nichts. Aber jetzt werden die stehenden emporgehoben, und nach allen Seiten brechen die Thiere hervor. Da entsteht denn ein unbeschreiblicher Wirrwarr — Alles schreit, schlägt, bellt, knallt, — und dann ist die Jagd vorbei und die Arbeiter theilen sich in die Jagdbeute. Ich habe selbst bei einem solchen Kesseltreiben über 300 erlegter Kaninchen gezählt, und eben so viele mochten entkommen sein. Diese ungeheure Menge der dem Ackerbau schädlichen Thiere mag denn auch als Entschuldigung dienen, wenn man etwa die erzählte Erntebelustigung blos als eine Grausamkeit will gelten lassen. Als Vergnügen ist sie allerdings zu verwerfen, aber sie ist eine Nothwendigkeit! Dem Menschen ist darum die Herrschaft über die Thiere gegeben, daß er eben dem Ueberhandnehmen des thierischen Elements auf Erden die unerläßliche Schranke setze.

Die Kaninchenjagd habe ich darum umständlich geschildert, weil bei der Mäusejagd oder dem Mäuseschlagen in England zur Erntezeit gerade so verfahren wird. Es giebt dort nicht in allen Gegenden Kaninchen, aber überall Feldmäuse, und zwar oft in solcher unermeßlichen Zahl, daß sie schon ganze Landstriche rein verwüstet haben. Leider kennen wir auch in Deutschland diese fürchterliche Plage des Landmanns nur zu gut. Die ungeheuere Vermehrung dieser winzigen Thiere macht sie für unsere Felder zu einer weit größeren Geißel, als es die Knochenberge der Elephanten für die ostindischen Reisfelder sind. Ueberhaupt ist es Thatsache, daß die kleinsten Thiere der Schöpfung diejenigen sind, welche den größten Einfluß auf ihre Veränderungen haben, vom menschlichen Gesichtspunkt aus am nützlichsten und schädlichsten sind. Alle Tigerthiere seit Anbeginn der Welt haben noch nicht so vielen Schaden gestiftet, wie ein einziges Heuschreckenheer, alle Krokodile, welche da leben, sind nicht so gefährlich für das Wohl der Menschheit, wie ein einziges sogenanntes Mäusejahr. Dagegen ist der Nutzen, welchen sämmtliche Hausthiere bis jetzt dem Menschen geleistet haben, auch wiederum sehr gering gegenüber der unberechnenbaren Wohlthat, die ihm durch die kleinen, unscheinbaren Wasserinsecten erwächst, deren stillem Walten er es ganz allein verdankt, daß die stehenden Gewässer nicht die Luft verpesten und mit giftigen Ausdünstungen unheilbare Seuchen erzeugen.

Aber zurück zu den Mäusen! Als ich eines Tags auf einem Gut in Essex dem Mäusefang in beschriebener Weise zusah, bemerkte ich, wie ein Arbeiter, dicht vor mir, welcher

mit der Hand eine Maus erhäscht hatte, diese plötzlich mit allen Zeichen des Ekels und des Schreckens wegwarf, indem er schrie: „A shrew!“ — So heißt aber auf Englisch die Spitzmaus, ein wohlbekanntes Thierchen, das überall vorkommt, Abscheu erregt und gehaßt wird, wahrscheinlich wegen des häßlichen Geruchs, den es verbreitet, so daß keine Katze es berührt, und wegen seines scheuen Nachtlebens. Uebrigens gehört die Spitzmaus, die ihren Namen blos von ihrer mausähnlichen Gestalt und der rüsselförmigen Schnautze hat, keineswegs zu den eigentlichen Mäusen, denen sie so fern steht, wie die Katze dem Hund, sondern bildet mit ihren Verwandten eine ganz eigene Ordnung. Sie ist eines der nützlichsten Thiere, welche es giebt, denn sie lebt blos von schädlichen Insecten und Würmern, deren sie in nie gestilltem Heißhunger ungeheure Mengen verzehrt. Der Landwirth, welcher somit eine Spitzmaus, die nie ein Samenkorn berührt, tödtet, begeht die nämliche Thorheit, als wenn er ein Paar Scheffel Engerlinge auf seinen Acker trüge und sorgfältig eingrübe!!! Und doch verfolgt der Aberglaube dies unendlich wichtige Thier auf die unverantwortlichste Weise. Denn man höre nur weiter: Jener Knecht betrachtete seine Hand, ein Tröpfchen Blut kam aus dem Daumen, das Thierchen hatte ihn gebissen. Wie dies der starke Bursche sah, wurde er so weiß, wie eine Wand, und so schwach, daß er sich auf eine Garbe setzen mußte. Von allen Seiten kamen Männer und Weiber auf ihn zugelaufen. Ich selbst trat hinzu, nahm seine Hand, welche eine neben mir stehende Frau sogleich dem schwarzen Brand unrettbar anheim gefallen erklärte, und bedeutete ihn, daß ein solcher Nadelstich so viel wie gar nichts schaden könne.

Aber wie kam ich da an! Zu meinem größten Erstaunen mußte ich hören, daß der Biß einer Spitzmaus giftig sei, wie sonst Nichts in der Welt, und daß es gegen denselben bei zunehmendem Monde nur ein Mittel gäbe, bei abnehmendem aber gar keines. Jenes erste aber, sagte der grauköpfige Großknecht, der mich belehrte, indem er mir dabei seine rothbraune Faust gleich einem Schraubstock auf die Schulter gelegt hatte und allerlei anzügliche Redensarten über die Unwissenheit der Franzosen fallen ließ — Franzosen (Frenchmen) heißen bei dem ungebildeten Engländer alle Nicht=Briten — jenes Mittel sollte ich heute noch in Anwendung kommen sehen. Es sei meine — angenehme — Pflicht, es kennen zu lernen, um meinen in der Cultur zurückgebliebenen Landsleuten jenseits des Wassers etwas aus Alt=England mitzubringen, was mehr werth sei, als all' das alberne Zeug, was ich da täglich aufschreibe, und das ja jedes Kind wisse! — Ehrerbietig horchte ich dieser väterlichen Vermahnung zu und beobachtete den weiteren Verlauf der Sache. Zuerst zog der Graukopf nun einem Braunen des Gespanns ein weißes Haar aus dem Schweif, wie deren sich immer welche finden, und unterband damit den Daumen des von der Spitzmaus Verwundeten. Dieser blieb ruhig sitzen und betrachtete sehr trübselig das dem Verderben geweihte Fingerglied. Dann begann aber eine noch viel aufmerksamere Mäusejagd, als zuvor. Plötzlich schrie es da und dort: Here, here! Hier, hier! und ein Junge kam gelaufen, der ein sorgsam zugefaltetes Tuch mit einem lebenden Gefangenen trug. Sogleich ward von dem Großknecht ein Bote nach der Farm (Wirthschaftshof) gesendet, der nach wenigen Minuten

mit einem großen Bohrer athemlos zurückkam. Das Weizenfeld war rings mit einer Weißdornhecke, wie alle Aecker in England, eingefriedigt, jenseits derselben grenzte an zwei Seiten daran ein grüner Park mit knorrigen, weitästigen Eichen und hochstämmigen Eschen, ein Besitzthum des Lords, in dessen Pachtgut ich mich aufhielt. In diesen Park stürmte nunmehr Alles, was gerade von der Arbeit abkommen konnte, ich natürlich mit. Der Großknecht hieb zuerst mit dem Messer einen tüchtigen Eichenast ab und schnitzte daraus einen Pfropf; dies geschehen, trat er zu einer herrlichen Esche und bohrte in deren Stamm ein abwärts schräges, tiefes Loch. Als dies endlich unter ehrerbietigem Schweigen der Umstehenden vollendet war, nahm er dem Jungen das Tuch ab, hielt es mit vorsichtigem Drehen und Wenden so lange vor das Loch im Baume, bis endlich der Inhalt, eine lebendige Spitzmaus, hineinsprang, dann schlug er rasch den Pfropf in die Oeffnung und der Zauber war vollbracht! Der Großknecht sah mich spöttisch an, machte gegen mich eine bezeichnende Bewegung mit dem Finger nach der Stirne, zuckte die Achsel und kehrte mit den Andern an die Arbeit zurück. Ich aber wußte nicht, was ich sagen sollte, doch sollte mir Alles klar werden. Das Feld war abgeerntet, der Mond jenseits der Koppel aufgegangen und Jedermann schickte sich fröhlich an zum Heimweg. Da winkte der Großknecht mir und dem Verwundeten. Der Letztere litt große Schmerzen — natürlich, der Daumen war unterbunden, dadurch der Blutumlauf gehemmt und eine Geschwulst hervorgerufen. Wir schritten zu der geheimnißvollen Esche, in welcher die Spitzmaus gefangen war. Murmelnd brach der

Großknecht einige Blätter von derselben, hieß den Burschen die Hand in's Mondenlicht halten, löste das Pferdehaar und wickelte die Blätter um den Daumen. Augenblicklich spürte der Leidende große Linderung, so große, daß er noch denselben Abend furchtbare Massen Bier trinken und mit höchst achtungswerther Beweglichkeit den English reel, einen beliebten Volkstanz, austanzen konnte zur höchsten Befriedigung des Großknechts und Aller, welche Zeugen der Wunderkur gewesen waren. Was that ich aber, ich ungläubiges Menschenkind? Während der allgemeinen Lust schlich ich hinaus in den Milton-Park zu der Esche, zog mit vieler Mühe den Pfropfen heraus, und stellte mich gegenüber. Und keine zwei Minuten dauerte es, so fuhr — husch — ein dunkles Körperchen aus der Oeffnung und war fort. Mit größter Genugthuung schlug ich den Pfropf dann wieder hinein. — Nach zwei Tagen sah man nicht mehr die Spur des Bisses an der schwieligen Hand des Burschen. Triumphirend wies der Großknecht darauf hin und sagte zu mir: „Wohl, Herr, da habt Ihr was gelernt, was man in Frankreich nicht lernen kann. Wen eine Spitzmaus beißt bei zunehmendem Licht, der ist nur so zu retten — und jetzt haben wir da eine shrew mouse ash (Spitzmaus-Esche), deren Blätter werden noch hundert Jahre gegen das Mäusegift helfen. Ihr könnt Euch ein Paar davon mit hinüber nach Frankreich, in das Suppenland, nehmen, wenn Ihr bald geht.“ Ich aber platzte los. „Kommt mit mir!“ rief ich, „und ich werde Euch beweisen, welch' ein abergläubisches Volk Ihr seid!“ Und ich führte sie zu der Esche, erzählte meine That, zog den Pfropf heraus und stocherte so lange mit einem Stöckchen in dem

Loche herum, bis sie sich überzeugen mußten, daß nichts mehr darinnen befindlich sei. Der von der Spitzmaus Gebissene blickte den Großknecht etwas verdutzt an, aber dieser kam auch nicht einen Augenblick aus der Fassung. „O diese Franzosen!“ sagte er sehr ruhig und mitleidig, „sie lügen lieber, als sie glauben wollen, daß die Esche die Spitzmaus aufsaugt, so daß kein Härlein übrig bleibt. Wie könnte sie denn sonst eine Spitzmaus-Esche sein?“ Dieser sehr treffliche Beweis bestärkte denn auch sogleich wieder den halbzweifelnden Burschen im „wahren Glauben,“ brachte mich aber um alles Ansehen unter den Arbeitern der Farm. Da sieht man also klar und deutlich, wie auch in dem freien, vorgeschrittenen England Unwissenheit und beklagenswerther Aberglaube noch weit mehr, als billig zu ertragen wäre, unter einem Stande herrscht, der sonst gar viele gute Eigenschaften hat.

Der erzählte Aberglaube in Hinsicht auf das ganz und gar unschädliche, des Schutzes im höchsten Grad würdige Thier herrscht aber nicht blos in England, sondern leider auch in Deutschland. So glauben die niedersächsischen Bauern steif und fest daran, daß jedes Pferd rehe werde oder verschlage, jede Kuh und jedes Schwein, überhaupt jedes Hausthier erlahme, welches zufällig von einer Spitzmaus berührt werde. Daß diese wirklich giftig, und zwar durch und durch giftig sei, ist ein auf dem Lande bei uns überall verbreiteter Wahn. Wie oft haben sich die Erntearbeiter über meine Kühnheit gewundert, wenn ich eine lebendige Spitzmaus mit der bloßen Hand fing! Es giebt keine giftigen Säugethiere und keine giftigen Vögel. Blos solche Thiere untergeordneter Classen, welchen ihre Körperbeschaffenheit entweder keine andere

Vertheidigung erlaubt, oder die sich ihren Feinden nicht rasch zu entziehen vermögen, oder die eben dadurch zur Vertilgung anderer, noch schädlicherer Thiere ausersehen sind, sind von der Natur mit giftigen Stoffen bewehrt worden. Das Gift der Schlangen ist weiter nichts als ein Gährungsstoff, welcher die Zersetzunng des gebissenen Thierkörpers beschleunigt, denselben also zur Nahrung für den trägen Magen des Giftthiers geeigneter macht, indem er dessen mangelnde Thätigkeit theilweise selbst verrichtet. Das Schlangengift schadet daher auch nur, wenn es mit dem Blute in Berührung kommt; es bringt dieses rasch in Gährung, ähnlich wie Hefe oder Sauerteig das angerührte Mehl oder eine Kartoffelmaische, wodurch dann natürlich das gebissene Wesen stirbt. Schneidet man sogleich das verwundete Fleisch weg, ätzt und brennt die Wunde tüchtig, so hat der giftige Biß auch keine weiteren Folgen, eben weil der Gährungsstoff dann nicht Zeit hat, sich dem Blute des übrigen Körpers mitzutheilen. Aehnlich verhält es sich mit dem Bisse wüthender Thiere, welcher ebenfalls wie Gift wirkt. Aber da Krankheit natürlich eine Abweichung vom ordentlichen, richtigen Zustand des Körpers ist, so kann man nicht sagen: der Hund ist ein giftiges Thier, weil sein Geschlecht der Wuthkrankheit unterworfen und diese vermittelst des Bisses ansteckend ist. Genug, es giebt keine höher stehenden Thiere, welche giftig sind, und die Spitzmaus ist es am allerwenigsten. Woher der seltsame Aberglaube in Betreff dieses dem Landmann überaus wohlthätigen Thierchens rühren mag, ist ganz unbekannt. Aber schon vor mehr als 2000 Jahren war derselbe unter den Griechen und Römern verbreitet; er hat sich fortgeerbt bis auf unsere Zeiten,

während gar vieles Gute, worin jene alten Völker uns zum Muster dienen können, nicht so allgemein auf uns übergegangen ist.

Da ich gerade von der Spitzmaus erzähle, so kann ich gleich auf die wirkliche Maus übergehen, ohne einen neuen Abschnitt zu beginnen, weil ja der Name beide zu Verwandten stempelt, wenn sie es auch in der That nicht sind, wie ich schon erwähnt habe. Jedermann kennt die gewöhnliche graue Hausmaus, ein kleines Nagethier, welches nur mit dem Menschen lebt, an das Dasein desselben gebunden und niemals außer Gemeinschaft mit ihm oder seinen Wohnsitzen anzutreffen ist. Sie ist eines der wenigen Thiere, welche überall auf dem ganzen Erdball vorkommen und gedeihen, weil der Mensch sie allenthalben hingeschleppt hat, freilich wohl niemals mit Willen, und sie zeichnet sich noch dadurch aus, daß sie auch Alles, was der Mensch genießt, frißt oder fressen lernt, sei es aus dem Thier= oder Pflanzenreich; eine Eigenschaft, welche ganz Folge ihrer Abhängigkeit vom Herrn der Schöpfung, man kann sagen ihrer Verbildung ist. Vor diesem kleinen Thiere, dem unzertrennlichen Begleiter des Menschengeschlechts, haben nun viele, ja leider die meisten Menschen eine so unerklärliche Furcht, einen so krankhaften Abscheu, daß man diese Erscheinung Aberglaube nennen und mit allen Waffen der Vernunft und Ueberzeugung bekämpfen muß. Tausendmal ist es vorgekommen, daß Frauen beim Anblick einer Maus Alles fallen ließen, was sie in den Händen hielten, furchtbar zu schreien anfingen, ja in Krämpfe fielen. Und nicht den Frauen allein ist diese Schwäche vorzuwerfen, ich habe auch genug Männer gekannt, denen das Thierchen

entweder offenbare Angst oder doch wenigstens ein heimliches Grauen einjagte. Fragt man nach dem Grunde, so erhält man jedenfalls immer nur eine sehr ungenügende Antwort. In der That möchte es aber auch schwer sein, eine stichhaltige zu geben. Daß die Maus giftig sei, wie Manche behaupten wollen, wird der nicht mehr glauben dürfen, welcher einigermaßen in der Bildung vorangeschritten ist und sich auf die Millionen Fälle besinnt, die solche Annahme auch vom Standpunkt des Ungebildeten aus widerlegen. Man erzählt wohl auch, Mäuse liefen mit offenem Mund schlafenden Menschen gern in den Schlund und bissen ihnen dann das Herzband oder sonst etwas ab. Ich glaube, man könnte getrost hunderttausend Thaler als Preis für einen einzigen verbürgten Fall der Art aussetzen, ohne fürchten zu müssen, sie zu verlieren; schon der Bau der menschlichen Kehle muß die Sache, wenn auch nicht unmöglich, so doch im höchsten Grade unwahrscheinlich machen. Ferner hat mir eine Frau anvertraut, daß jedes Weib, dem eine Maus über den Fuß springe, das fliegende Feuer oder die Gicht bekomme. Das wäre nun ein starkes Stückchen von einem so kleinen Thier, wenn nur ein Titelchen Wahres daran wäre. Die Gicht bekommt man durch Erkältung oder durch unregelmäßigen Lebenswandel, und weil beide Ursachen und ihre Wirkungen unter den jetzigen Menschen so gar häufig vorhanden sind, so mag es allerdings auch manchmal vorgekommen sein, daß eine Frau, der eine Maus über den Fuß gelaufen war, später die Gicht bekam — aber nicht, weil ihr die Maus über den Fuß gelaufen war. Häßlich von Ansehen kann man die Mäuse auch nicht nennen, im Gegen=

theil, es sind zierliche Thierchen, und jedenfalls hübscher und netter, als das so hoch geschätzte Schwein, dessen Nutzen allerdings so groß ist, als der Schaden, den die Maus anzurichten vermag. Denn sie vermehrt sich in's Ungeheure, zerstört nicht blos aus Hunger oder Bedürfniß, sondern weit mehr noch aus Spielerei; nichts ist vor ihren scharfen Nagezähnen sicher, als Stein und Metall, so daß sie in der That zur Hausplage und zu einem gefürchteten Gast werden kann. Aber auch dies erklärt noch nicht die unvernünftige Furcht vor ihr, denn jedes Kind kann sie tödten und ihrer Vermehrung und Verheerung lassen sich gar leicht Schranken setzen. Zwei Dinge bleiben noch übrig, welche einzig zur Rechtfertigung der Furchtsamen dienen können. Einmal führt die Maus einen unangenehmen, durchdringenden Geruch, welcher Nervenschwachen und selbst Nervenstarken sehr widerwärtig ist; dann aber ist in der Einsamkeit der Nacht das Rascheln und Wispern der kleinen unsichtbaren Thiere hinter den Tapeten, unter den Stubendielen, auf Schränken und in Papierkörben wenigstens belästigend, wenn auch für Beherzte nicht schreckend. Auf ein so kleines Maß beschränkt sich also der Grund des Abscheus vor den Mäusen. Und sonderbar, daß dieser im Norden stets größer und herrschender ist, als im Süden. In Italien kümmert sich kein Mensch um die Mäuse, die in den besten Häusern ohne Furcht und Scheu den Leuten schaarenweise zwischen den Beinen einherlaufen, ja ihnen fast das Essen aus der Hand stehlen. Im südlichen Frankreich, in der Umgegend von Lyon, gelten die Mäuse für einen Leckerbissen, werden gebraten und verzehrt, wie bei uns die Lerchen. Warum auch nicht! Ihrer

Nahrung nach müssen sie ein Fleisch haben, welches zart genug ist, und den Fressern geschieht es schon recht, wenn sie wieder verzehrt werden. Wenn wir Deutschen nun auch vorerst für solch eine Mahlzeit danken, so wollen wir uns doch wenigstens nicht wegen kindischer Furcht verspotten lassen. Wem es daher Ernst ist mit Ablegung derselben als einer den Menschen entwürdigenden Eigenschaft, der lasse sich eine Maus einfangen, sperre sie in einen Käfig und beobachte sie täglich. Wenn er im Anfang Grauen davor hatte, wird er nach und nach Interesse an dem Thierchen finden, seine possierliche Beweglichkeit und endlich sich selber belachen, daß er so thöricht gewesen ist, dieß schwache Wesen zu fürchten. Wunderlich ist mir's immer vorgekommen, wenn Frauen die Katzen liebten und sich vor Mäusen entsetzten. Sollte man nicht mehr Ekel vor einem Thier haben, das von Mäusen lebt, als vor diesen selbst? Und wenn die Katze sich nicht vor der Maus fürchtet, wohl aber vor dem Menschen, so braucht dieser gewiß nicht Angst vor der letzteren zu haben.

Da schaltet mir aber irgend Jemand ein: Du hast so ziemlich Recht in dem, was du von der gewöhnlichen Maus erzählst; vor dieser fürchte ich mich auch nicht, allein es giebt auch ungewöhnliche, es giebt weiße Mäuse mit rothen Augen; und daß diese giftig sind, wirst du doch nicht leugnen wollen?

Allerdings will ich aber das. Die weißen Mäuse sind so wenig giftig wie die weißen Stallhasen oder Kaninchen, welche gleichfalls rothe Augen haben. Freilich befinden sich diese Thiere in einem nicht natürlichen, krankhaften Zustande;

aber derselbe kommt auch bei den Menschen vor, welche dann eine kreideweiße Haut, hellröthliche Haare und Augen haben und Kreidkinge oder Weißlinge genannt werden. Solche giebt es sogar unter den Mohren, also bei Menschen mit sonst dunkelgefärbter Haut. Dieser angeborne Krankheitszustand ist unter den Thieren so gut einheimisch, wie unter den Menschen. Es giebt weiße Elephanten, weißgeborne Pferde, weiße Hirsche, weiße Füchse, weiße Hasen und weiße Mäuse. Giftig ist aber von diesen Thieren so wenig Eines, wie Einer von jenen allzuweißen Menschen. Wer aber handgreifliche Beweise zur Ueberzeugung braucht, der mache die Probe mit einer Katze. Stirbt diese nach dem Verzehren einer weißen Maus, dann will ich Abbitte leisten.

Ganz nahe Verwandte der Mäuse sind die Ratten. Eine saubere Sippschaft! Was die Einen nicht zu zwingen vermögen, das verfällt gewiß den Andern und ist dann unwiederbringlich verloren. In Ostindien und Südamerika giebt es weiße Ameisen, welche Linienschiffe zerstören, quadratmeilengroße Strecken verwüsten, die ganze Bevölkerung ansehnlicher Städte zur Auswanderung gezwungen haben. In Europa spielen nicht selten die Ratten die Zwingherren der Menschen. In der Stadt Bern steht ein uralter Thurm, der Christophsthurm, mitten in der Stadt, zur höchsten Unzier und Unbequemlichkeit; gern hätte man ihn längst hinweggebrochen, wenn man nicht das ungeheure Rattenheer fürchtete, welches in seinen Räumen seit undenklicher Zeit Quartier aufgeschlagen hat. Die große Hauptstadt Frankreichs, Paris, ist von dieser Geisel ebenfalls furchtbar heimgesucht. Dort haben sich auf dem sogenannten Wasen, wo todte

Thiere abgehäutet, ausgenutzt oder vergraben werden, seit mehreren Jahrhunderten die Ratten dermaßen eingenistet, daß der ganze, nach und nach rings umher entstandene Stadttheil von ihnen förmlich untergraben ist, und mehr als einmal Häuser im vollen Sinne des Wortes eingesunken sind, weil die Ratten die Grundmauern durchwühlt hatten. Gern hätte man längst jenen ungesunden und häßlichen Schlachtplatz verlegt, allein dann würden sich die Millionen der Ratten erst recht eigentlich in die Stadt ziehen, und so muß er bleiben, wo er ist, mitten in einer der belebtesten Vorstädte. Allwöchentlich wird eine große Rattenjagd angestellt; wenn die grauen Raubgesellen sich in dem Zwinger, wo die getödteten Thiere liegen, Nachts eingefunden haben, werden ein Paar Dutzend tüchtige Bullenbeißer unter sie geschickt — ein furchtbareres Schauspiel für Aug' und Ohr soll dann nicht zu denken sein! Was hilfts aber, wenn auch solchergestalt Tausende getödtet werden? Bei der schrecklichen Vermehrung dieser Thiere bringen solche Metzeleien gar keine bemerkbaren Lücken in ihren Schaaren hervor.

Es giebt zweierlei Arten von eigentlichen Ratten, die schwarze und die Wanderratte. Sonderbarer Weise sind diese jetzt allenthalben so ungeheuer verbreiteten Thiere erst seit höchstens **300** Jahren in Deutschland, überhaupt in Europa bekannt, und aus dem Morgenlande zu uns eingewandert. Zuerst kam die schwarze Ratte, ihr folgte die größere und stärkere graue oder Wanderratte, welche die erstere überall vertrieb, so daß sie jetzt verhältnißmäßig selten geworden ist. Die graue ist jene Pariser Wühlerin, die schwarze ist der böse Gast in Bern. Beide zusammen haben von jeher die

Furcht und den Abscheu des Menschen in hohem Grad erweckt. Die Ratten sind gefährliche, bissige Thiere, furchtlos und jähzornig, im Hunger wahrhaftes Raubzeug, und Beispiele vom Angriff auf junge Hausthiere sind nicht selten; selbst schlafende Säuglinge sollen schon ihr Opfer geworden sein. Auch ihr Ansehen erregt Ekel und Widerwillen; fast immer erscheinen sie räudig, riechen häßlich und zumal ist der nackte, kahle, mit Schuppenringen umgebene lange Schwanz so garstig, daß die allgemeine Sage geht, er sei giftig und eine Berührung desselben ziehe schädliche Folgen nach sich. Das ist jedoch nicht wahr, sonst müßte ich sie selber empfunden haben. Denn in dem alten Hause meines Großvaters gab es unzählige graue Ratten und täglich lagen mehrere Opfer des bissigen rauchhaarigen Hundes, der nur zu ihrer Vertilgung gehalten wurde, in den Winkeln. Ich hatte schon als Kind die lebhafteste Freude an Thieren, und wenn ich keine lebendigen besaß und aufzog, so war ich wohl so genügsam, mich auch mit todten zu behelfen. So bin ich denn gar oft tüchtig gestraft worden, weil ich die todten Ratten an den Schwänzen herumtrug und sie männiglich zu Nutz und Vergnügen vorwies. Meine Großmutter, welche selber daran glaubte, sagte mir zwar oft: „Die Ratten haben giftige Schwänze," allein so gescheidt war ich denn doch, daß ich dachte: Hat es dir zwanzigmal nichts geschadet, wenn du sie unbeobachtet zu deinem eigenen Vergnügen herumschlepptest, so schadet's gewiß auch nicht viel mehr, wenn dich gerade Jemand damit sieht! Also mit dem Gift ist es nichts — aber ekelhaft sind die Thiere und es wird wenige Menschen geben, welche sie lieben. Einen be-

sonders hohen Rang unter den abergläubischen Märchen über die Thierwelt nimmt die Sage vom Rattenkönig ein. Es sollen nämlich von Zeit zu Zeit, etwa in jedem Jahrhundert einmal, Rattengruppen von neun bis zwölf Stück aufgefunden werden, deren Schwänze dermaßen in einander verwachsen, daß sie niemals wieder auseinander zu bringen, also die Thiere an Ort und Stelle gebannt sind und von andern gefüttert werden müssen, wenn sie nicht umkommen sollen. Das thun aber nun die andern Ratten mit der gewissenhaftesten Treue, denn jene zusammengekoppelten Geschöpfe bilden den Thron des Rattenkönigs, eines fabelhaften Wesens, das noch keines Menschen Auge gesehen hat, welches aber entsetzlich gestaltet und der erbittertste Feind des Menschengeschlechts ist. Ihm gehorchen alle Ratten auf der Welt und was des Unsinns noch mehr ist. An den Rattenkönig selbst glaubt nun gewiß Niemand mehr, denn die Thiere haben keine Könige und brauchen auch keine, weil sie nicht im Staatsverband leben und unmöglich Steuern zahlen könnten; desto mehr Leute glauben aber noch an jenen zusammengewachsenen Thron, welcher schlichtweg gewöhnlich selbst: Rattenkönig genannt wird. Nun haben zwar manche Naturforscher das Dasein und die Möglichkeit solcher vielköpfigen Wesen zugegeben, indem sie annehmen, daß eine Krankheit die Schwänze der jungen Ratten im Nest zusammenklebe, so, daß sie unentwirrbar mit einander verwüchsen. Auch fehlen keineswegs Nachrichten von der Auffindung solcher Wundergeschöpfe, und es kommt wohl auch vor, daß sie ausgestopft gezeigt werden. Ich muß gestehen, daß ich an die verwachsenen Rattenschwänze nicht eher glauben mag, bis

ich einmal einen lebendigen Rattenkönig sehe; die Sache klingt doch gar zu unwahrscheinlich, und sonderbar ist namentlich der Umstand, daß, gesetzt auch, sie wäre eine krankhafte Erscheinung, dieselbe nur bei Ratten und nicht bei andern Thieren mit langen Schwänzen auftritt. Wie dem aber auch sein mag, der Rattenkönig bedeutet weder den Untergang der Welt, noch Krieg oder Theuerung, weder Wassersnoth noch Christenverfolgung, sondern im höchsten Fall das Vorhandensein vieler Ratten, aber auch das nur, wenn er wirklich wieder aufgefunden werden sollte. Ich glaube aber, daß es sehr lange dauert, bis das geschieht. Denn selbst zugegeben, daß einmal eine solche verwachsene Rattenfamilie entdeckt worden sei, so wäre der Zufall allzumerkwürdig, als daß an eine Wiederholung desselben zu denken sei. Mit den ausgebalgten Proben des Rattenkönigs scheint es aber dieselbe Bewandniß zu haben, wie mit den vielen ausgestopften Misgeburten von Thieren, die auf den Messen und Märkten gezeigt werden und weit seltener ein Wunder der Natur, als vielmehr eines geschickten Flickschneiders sind.

In der Vorzeit hielt man das gesammte Ungeziefer für Teufelsbrut und nannte den Bösen daher den „Herrn der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse." Allein auch diese schädlichen Thiere — die Frösche ausgenommen, welche nur nützlich sind — haben ihren kleinen Nutzen, wenn wir denn doch einmal nicht lassen können, die Schöpfung blos von dem Standpunkt unserer menschlichen Wohlfahrt und Bequemlichkeit aus zu betrachten. Die Ratten reinigen die Umgebungen der Wohnungen

von thierischen Stoffen, deren Zersetzung üblen Geruch und Krankheiten erzeugen könnte, sie vertilgen nebenbei manche schädlichen Larven und Insecten, was auch die eigentlichen Mäuse thun. Allein leider steht der kleine Dienst, den sie damit dem Menschen leisten, in gar keinem Verhältniß zu dem ungeheuren Schaden, welche ihre Milliarden ihm zufügen. Denn weit lieber halten sich die wahren Mäuse an die Vorräthe des Menschen, als an jede andere Nahrung. Sie zu verfolgen und zu vernichten, wo und wie man kann, natürlich ohne Quälerei, dazu ist also Jedermann berechtigt. Niemand aber verwechsele mit diesen schlimmen Feinden die nützliche, harmlose Spitzmaus.

IV.

Unglücksverkünder.

Bei den alten heidnischen Völkern legte man sowohl im gewöhnlichen Leben als auch insbesondere bei wichtigen Gelegenheiten dem Erscheinen gewisser Thiere einen mehr oder minder großen Werth bei, weil man glaubte, daraus Glück oder Unglück, guten oder schlechten Ausgang einer Unternehmung, eines Vorhabens bestimmen zu können. So war namentlich bei den Römern der Flug der Vögel ein Zeichen von hoher Bedeutung, und eigene Priester beschäftigen sich blos damit, der leichtgläubigen Menge aus der Richtung und der Zahl einer Schaar Geier oder Raben die Ereignisse der Zukunft vorherzusagen. Damals opferte auch noch das Volk seinen selbsterdachten Göttern Thiere, aus deren Blut und Eingeweiden ebenfalls wahrgesagt wurde. Vielleicht schreibt sich aus jener grauen Vorzeit der viel verbreitete Wahn her, daß das Begegnen gewisser Thiere Glück oder Unglück bedeute. So ist es ein fast in ganz Deutschland verbreiteter, und zwar nicht blos unter den Ungebildeten heimischer Glaube, das Schwein habe einen so großen Einfluß auf den Gang und die Begebenheiten des

menschlichen Lebens, daß seine Begegnung stets Unglück bringe. Die meisten Leute hassen daher auch dieselbe, oft ohne sich den Grund gestehen zu wollen. Ich habe Viele gekannt, welche, wenn bei einem ernsten Vorhaben ihnen ein Schwein begegnete, schnurstracks umwendeten und durch keine Macht der Erde zu bewegen waren, noch einen Schritt weiter zu gehen. Dann erfüllte sich aber auch gewöhnlich die Sage wirklich; denn das Vorhaben ward nicht ausgeführt, es entstanden dadurch Unannehmlichkeiten, vielleicht auch Verluste, und siehe da, das Schwein war wirklich ein Unglücksverkünder gewesen. Auf diese Weise wurde denn der gute Mann, welcher sich so leicht von seinem Wege hatte zurückschrecken lassen, in seinem Wahn bestärkt, denn es ist bemerkenswerth, daß in derlei Fällen auch sonst ziemlich vernünftige Menschen weder ruhig überlegen, noch über das Erlebte einigermaßen nachdenken, und namentlich geneigt sind, die Schuld eher allem Andern, als sich selber zuzuschreiben. Ich will gestehen, daß ich selbst eine Zeit lang einem Schwein nicht begegnen konnte, ohne einigermaßen verdrießlich zu werden; aus meiner Kindheit stammte ein Rest dieses Aberglaubens, wie er eben Kindern gar zu häufig von Müttern, Ammen und Wärterinnen bewußter und unbewußter Weise eingeprägt wird. Die in der Jugend empfangenen Eindrücke haften aber am festesten und längsten, und zu ihrer gründlichen Vertilgung gehört eben so viele Kenntniß als Willenskraft.

Den erwähnten Aberglauben auf sein Nichts zurückzuführen, ist übrigens ganz leicht. Ich wenigstens habe mich augenblicklich frei davon gemacht durch die Vorstellung,

welche unglücklichen Menschen die Landwirthe sein müßten, denen unfehlbar an jedem Morgen und außerdem noch gar oft im Laufe des Tages Schweine begegnen. Nun wird man mir freilich einwenden, daß die Bedeutung jener Sage nur dann gültig, wenn der Begegnende gerade auf einem wichtigen Gang begriffen sei. Allein ich frage noch einmal: Wie viel tausendmal begegnen dem Landmann, überhaupt dem Landbewohner, auch auf wichtigen Gängen Schweine, ohne daß dadurch der mindeste Einfluß auf den Ausgang seines Vorhabens Statt fände? Er kann dabei, mit und ohne Schweine, Glück und Unglück haben, jenachdem er selber darauf hingewirkt hat, denn: Der Mensch ist seines Glückes Schmied!

Dem guten Schafe hat man gerade die entgegengesetzte Bedeutung verliehen; seine Begegnung bringt entweder Glück oder verkündet dem Reisenden, daß er an seinem Ziele willkommen sein werde. Es braucht nicht vieler Worte, um auch das Falsche und Thörichte eines solchen Glaubens nachzuweisen. Inzwischen ist derselbe doch wenigstens nicht schädlich, sondern im Gegentheil mit einer angenehmen Empfindung verknüpft. Woher es kommen mag, daß man gerade das durch geistige Vorzüge keineswegs ausgezeichnete Schaf zum Glücksverkünder erkoren hat, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich stammt diese Meinung gleichfalls aus alten heidnischen Zeiten, in welchen Schafe und Lämmer als ein ganz besonders werthvolles Opfer betrachtet wurden. Wenn sie wahr wäre, wie glücklich müßte dann jeder Schäfer sein, welchem allmorgenlich beim Oeffnen des Stalles ein Paar hundert Schafe entgegenkommen!

Viel verbreitet ist auch der Glaube, daß es ein großes Unglück bedeute, wenn Einem ein Hase über den Weg laufe. Nun möchte ich in aller Welt wissen, was der Hase mit dem Schicksal des Menschen gemein habe und in welchem Bezug er zur Vorherverkündigung desselben stehe. Entspränge diese Gabe einer übernatürlichen Macht dieses Thieres, ei so dürfte kein Hase mehr verfolgt, geschossen und gebraten werden. Oder sollte der Hase vielleicht blos zur Warnung vor entstehendem Unheil dienen? Wie aber wäre dann diese Warnung zu benutzen? Kurz, es ist Nichts leichter, als durch ruhiges folgerichtiges Nachdenken sich von dem Ungrund solchen willkürlichen Wahns zu überzeugen. Fragt doch einmal einen Jäger, wie sich die Sache mit dem Hasen verhalte. Er wird Euch antworten: „Wenn mir ein Hase über den Weg läuft, so bedeutet dies allerdings Unglück, aber nicht mir, sondern gewöhnlich dem Hasen!“ — Dagegen wird es sich der Jäger nicht nehmen lassen, daß das Begegnen eines alten Weibes ihm Unheil bringe, und dies wird in den meisten Fällen auch wirklich der Fall sein aus dem Grunde, weil bei der einmal vorgefaßten Meinung der Jäger nach solcher Begegnung die Ruhe und Zuversicht verliert, deren er zu glücklichem Erfolg bedarf.

Ueberhaupt ist die Bemerkung zu machen, daß fast ein jeder Stand seinen eigenen, man möchte sagen, gewerblichen Aberglauben hat. Damit sind aber am Meisten diejenigen Erwerbszweige oder Beschäftigungen behaftet, welche großentheils vom Zufall abhängen, Jagd, Fischerei, Schifffahrt. Es giebt keine abergläubischeren Menschen als Jäger, Fi=

scher und Schiffer, und zwar blos aus dem Grunde, weil ihnen bei dem fortwährenden Verkehr mit der Natur mehr Erscheinungen als Anderen aufstoßen, welche sie sich bei mangelhafter Kenntniß derselben nicht richtig zu deuten wissen.

V.

Der Hühnerliebhaber.

An einem frischen Herbstmorgen gab es gar trübe Gesichter rings um den Frühstückstisch; der Vater zog die Stirne kraus, die Mutter schien geweint zu haben und die Kinder salzten ihre Butterbrode mit hellen Thränen. Der Grund der allgemeinen Betrübniß war eine gräuliche Verwüstung, welche in der Nacht der Hühnerhof erlitten hatte; mehr als 30 Hühner waren todt, die übrigen versprengt und die Kinder bejammerten insbesondere die jungen, welche sie selbst vom Küchlein an groß gezogen und deren Schönheit und Gedeihen ihnen seither zur größten Freude gereicht hatten. „Das hat gewiß ein Ratz gethan," sagte der älteste Junge. „Nein," entgegnete der Vater, „der Ratz oder Iltis, wenn auch ein schlauer und blutdürstiger Feind des Federviehes, tödtet doch niemals mehr, als er zur Stillung seines Hungers bedarf; unsere Hühner hat ein Marder überfallen, denn allen sind die Köpfe abgebissen und nur das Blut ist ausgesaugt, wie es dieses grausame Thier nicht anders zu thun pflegt. Vor Allem muß jetzt der Hühnerstall vollkommen gereinigt, gescheuert und frisch getüncht

werden, weil unsere überlebenden Hühner sonst nicht mehr darin blieben, indem der durchdringende Geruch des nächtlichen Räubers sie fortwährend zurückscheuchen würde. Dann aber wollen wir dafür sorgen, daß der Bösewicht selbst seinen Lohn bekommt!"

Am Abend desselben Tages stellte der Verwalter in den Hühnerhof eine Kastenfalle, in welcher ein junges weißes Huhn festgebunden war, das sein unheimliches Loos im Voraus zu ahnen schien und halb unterdrückte klägliche Töne ausstieß. Zwei Nächte lang saß das arme Geschöpf als Lockspeise in der Falle ohne Erfolg; aber in der frühesten Stunde des dritten Tages kam schon der älteste Junge zu seinem Vater gelaufen und schrie aus vollem Halse: „Wir haben ihn, wir haben den Hühnerdieb!" Natürlich stürmte Alles hinaus in den Hühnerhof, wo schon die gesammte Bevölkerung des Gutes versammelt war. Der Hausherr blickte in die Falle; da saß dicht an das vor Angst halb todte, aber außerdem unberührte Huhn geschmiegt kein Marder, kein Iltis, sondern ein kleines, rothes Wiesel. Er lachte und rief: „Diesmal sind wir angeführt! Fort, du kleiner Schelm, dich wollte ich nicht, du magst laufen!"

„Wie?" rief der Verwalter, „Sie wollen doch nicht dem schädlichen Thiere die Freiheit schenken? Wenn es auch an unserm großen Hühnermorde unschuldig ist, so hat es doch gar viele andere Sünden auf dem Gewissen und ist ein zu gefährlicher Nachbar unseres Geflügels, als daß man die Gelegenheit, es zu vertilgen, unbenutzt lassen dürfte. Dieb ist Dieb, sei er groß oder klein!"

„Ja wohl," fiel der Großknecht ein, „und wer erräth,

wie viele Eier das Wiesel da uns schon gestohlen hat! Jedermann weiß, daß es dieselben unter seinem langen Halse fortschleppt, indem es sie mit dem Kopfe fest an die Brust andrückt."

„Und Jedermann weiß auch, daß es den schlafenden Ziegen in den Hals kriecht und ihnen die Leber abfrißt," bemerkte die Magd. „Dann findet mancher arme Mann Morgens seine Ziege, sein bestes und fast einziges Besitzthum, todt im Stalle und ahnt nicht, woran sie gestorben ist."

„Richtig und den Fohlen beißt es die Adern auf und saugt ihnen das Blut aus," sagte der Pferdeknecht.

„Und es frißt sich in fette Schweine hinein," rief der Schweinejunge, um ebenfalls sein Licht leuchten zu lassen.

Der Hausherr hörte allen diesen Anklagen still lächelnd zu; plötzlich aber öffnete er den Schieber der Falle und husch wie ein Blitz war das schlanke Thierchen verschwunden, Niemand wußte wohin.

„Was ihr da geredet habt, ist Alles Unsinn und Aberglaube," sagte er sodann zu dem Gesinde. „Das Wiesel holt zwar gelegentlich ein Küchlein aus dem Hofe, oder eine junge Taube aus dem Schlag, doch der kleine Schaden, welchen es dadurch stiftet, ist nicht des Erwähnens werth gegenüber der großen Wohlthat, die wir ihm zu verdanken haben. Ratten und Mäuse hätten uns vielleicht schon aufgezehrt, wenn das kleine Thier nicht unablässig Krieg mit diesen schlimmen Gästen führte. Wenige Katzen haben Gefallen an der Rattenjagd, aber das kleine Wiesel ist unermüdlich auf derselben. Vermöge seines schlanken, dünnen

Körpers, der sich durch die engsten Ritzen klemmt, verfolgt es Ratten und Mäuse bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel und richtet unter denselben blutige Niederlagen an. Die zornigste Ratte, welche sich selbst gegen eine Katze zur Wehre setzt, vermag Nichts gegen diesen geschmeidigen und behenden Feind. Und so lange das Wiesel seine Lieblingsnahrung in Ueberfluß findet, so lange wird es auch unserm Federvieh nicht gefährlich. Gelegenheit macht Diebe und da ist es ihm denn leicht zu verzeihen, daß es heute in die Falle gegangen ist. Was Ihr außerdem von ihm erzählt habt, ist alles erfunden und erlogen. Wenn es die Eier tragen wollte, wie Ihr angebt, so sollte es nicht weit damit kommen; daß es große Thiere anfalle, ist zwar vorgekommen, wenn es sich zur Wehre gesetzt hat, aber sonst nicht; der Weg durch die Gurgel einer Ziege zur Leber derselben wäre selbst einem Wiesel unmöglich, und von Pferdeblut und Schweinefett ist es durchaus kein Liebhaber, oder habt Ihr, Leute, das selber gesehen, was Ihr da erzähltet?"

„Das gerade nicht — nein," erwiderten Alle zögernd. — Statt der Kastenfalle wurde nun ein Tellereisen gestellt, um den rechten Mörder zu fangen. Schon am nächsten Morgen war es zusammengeschlagen, aber es fand sich Nichts darin, als der linke Vorderfuß eines Marders. Das entschlossene Raubthier hatte, der Gefahr wohl bewußt, sich das Bein selbst abgebissen und war entflohen. Gar manches Opfer fiel ihm noch, denn erst zwei Jahre später schoß der Verwalter den an seinem verstümmelten Fuß wohl kenntlichen Hühnerliebhaber.

VI.

Die Hausgenossen.

Es ist noch nicht lange her, daß in Frankreich sich ein Fall ereignete, welcher nicht ohne Schauder daran erinnerte, wie tief so viele Menschen noch in Rohheit und beklagenswerthem Stumpfsinn versunken sind. Es stand nemlich dort eine ganze Familie, Vater, Mutter, drei erwachsene Söhne und zwei Töchter vor Gericht, angeklagt, eine alte 70jährige Frau unter den qualvollsten Martern bis zum Tode mißhandelt zu haben. Den Leuten war ein Paar Kühe plötzlich erkrankt und so rasch gestorben, daß sie glaubten, die Sache sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Ihr Verdacht fiel sogleich auf eine alte Frau, welche längst im ganzen Dorf als Hexe verschrieen war, aus keinem andern Grunde, als weil 70 Jahre ihren Rücken gekrümmt hatten und sie sich ohne fremde Unterstützung, blos von ihrer Hände Arbeit durch Spinnen und Kräutersuchen kümmerlich aber anständig ernährte. Der Zufall wollte, daß sie gerade am Tage des Verlustes hinter dem Stalle der davon Betroffenen Wurzeln suchte und neugierig durch eine Oeffnung hineinschaute, wobei sie von dem jüngsten Sohn ge-

sehen wurde, der, selbst über Maßen erschrocken, ins Haus lief und ihre Nähe meldete. Die ganze Familie stürzte sogleich hinaus, bemächtigte sich der Alten, schleppte sie troß ihres kläglichen Flehens in den Stall und hier begannen Thaten, vor deren Abscheulichkeit die Menschheit weinend ihr Haupt verhüllt. Vorübergehende Landjäger, welche das Aechzen der Gequälten vernahmen, befreieten sie zwar mit Mühe und Noth aus den Händen ihrer Peiniger, aber sie starb doch wenige Tage nachher in Folge der erlittenen Mißhandlungen. Die rohen Thäter wurden zwar sogleich eingezogen, auch von dem Gerichte sämmtlich zu schweren Strafen verurtheilt; aber die schwerste Strafe hilft wenig, wenn die Gesetzgebung es nicht versteht, von Jugend auf den Keim des Aberglaubens und der Rohheit durch zweckmäßige Volksbildung und Sittenveredlung zu unterdrücken. Der vorliegende Fall war geeigneter als viele andere, auf die entsetzliche Verwahrlosung des Landvolks vieler Gegenden in dieser Hinsicht aufmerksam zu machen. Denn noch am Tage der That sandte die Behörde einen Thierarzt an Ort und Stelle, um wo möglich die Ursache des Todes der Kühe zu erforschen; und siehe da, die Krippen des Stalles waren noch mit einem Futter gefüllt, welches zu einem Viertheil aus Gras und zu drei Viertheilen aus Herbstzeitlosen, giftigen Pflanzen, bestand, die oft in unglaublicher Menge auf den Wiesen wuchern, wenn die Trägheit der Besitzer Nichts zu ihrer Ausrottung thut. Die weitere Untersuchung erwies auch ganz deutlich, daß die Thiere blos in Folge dieses Genusses gefallen waren. Jene gewaltthätigen Menschen hatten also den Fehler ihrer

eigenen Unwissenheit und Arbeitsscheu so blutig an der unschuldigen alten Frau gerächt!

Leider steht der erzählte Fall keineswegs vereinzelt da, wenn er auch einer der abschreckendsten ist, und der Gedanke daran muß jeden wahren Menschenfreund mit tiefer Betrübniß erfüllen. Insbesondere knüpft sich hieran die nur allzuhäufige Wahrnehmung, daß gerade bei den Thieren, welche der Mensch am längsten kennt und die er deshalb auch am besten kennen sollte, seinen Hausgenossen, der Aberglaube noch den weitesten Spielraum findet. Wollte man alle die einzelnen bekannten Fälle zur Bestätigung dieser Behauptung anführen, so müßte man ein eigenes dickes Buch darüber schreiben, denn es sind ihrer unzählige. Nur Einiges soll hervorgehoben werden, was gerade besonders auffällig oder schädlich ist.

Gewiß hat schon fast Jeder den Widerwillen bemerkt, welchen Landbewohner bei Krankheiten ihrer Angehörigen oder ihrer Hausthiere gegen die Zuratheziehung eines sachverständigen Arztes hegen. Namentlich gehen sie, wenn Letzteren etwas fehlt, lieber drei Stunden weit zu einem Schäfer, Hufschmied, oder Wasenmeister, als daß sie den, vielleicht in der Nähe wohnenden Thierarzt aufsuchten. Das kommt aber ganz allein davon her, weil die Leute zu dem Schein weit mehr Zutrauen haben, als zu der Wissenschaft; daß sie einem seichten Schwätzer, welcher ihnen durch allerlei sonderbar klingende Redensarten Sand in die Augen zu streuen weiß, weit eher glauben, als der einfachen Sprache der Vernunft. Wenn der Thierarzt dem Bauer, der ihn um ein Vorbeugungsmittel des Milzbran-

des fragt, anräth, dem Thiere, welches die Zeichen der Krankheit äußert, fortwährend kaltes Wasser über den Rücken zu gießen, so befolgt der Letztere das gewiß nicht so getreulich und eifrig, wie wenn ihm irgend ein alter Schmied den Rath giebt, dem Thiere zwölf Haare aus dem Schweif zu ziehen, dieselben mit sieben Wachholderkörnern und einem Stück sogenannter Galgenwurzel auf glühenden Kohlen zu verbrennen und ihm dann die Asche zu fressen zu geben. Das letztere Mittel hilft so wenig, als ob dem Thiere etwas Asche aus irgend einem beliebigen Feuerloche gegeben worden wäre. Denn die Asche sämmtlicher Pflanzenstoffe besteht nur aus denselben Bestandtheilen in wechselndem Mischungsverhältniß, weil die etwa heilkräftigen Stoffe, wie z. B. das flüchtige Oel der Wachholderbeeren, bei der Verbrennung verloren gehen. Wer also so thöricht wäre, den Rath des Quacksalbers anstatt den des Wissenden zu befolgen, der würde wahrscheinlich sein erkranktes Hausthier verlieren, während es im letzteren Fall wahrscheinlich gerettet würde. Es verhält sich aber mit dem Gebrauch des Arztes, überhaupt des wissenschaftlich gebildeten Mannes, von Seiten der Ungebildeteren gerade wie mit den Büchern; diejenigen, welche durch einen wunderbaren Titel und durch Geheimnißkrämerei die Neugier reizen, stehen in höherem Ansehen und werden mehr gekauft, als die wahrhaft guten, die der Marktschreierei nicht bedürfen. Besonders ist vor den zugesiegelten Schriftchen zu warnen, welche das Aushängeschild führen: „Merkwürdiges Geheimniß" oder „Neuentdecktes Wunder" oder „Keine Krankheit mehr" oder „Mittel in 24 Stunden ein reicher Mann zu werden"

u. s. w. Alle diese Erzeugnisse, welche die Unwissenheit und Thorheit der Menschen auszubeuten bestimmt sind, wimmeln dermaßen von den schädlichsten und gefährlichsten Angaben, daß es ein Wunder zu nennen ist, wenn sie nicht von der Obrigkeit mit der größten Strenge unterdrückt werden. So giebt es ein solches im Umschlag verklebtes Büchelchen, welches heißt: „50 Geheimnisse des alten Schäfers Martin, so derselbe auf dem Sterbebett seinem ältesten Sohn hinterlassen und damit dieser gar viele Menschen und Vieh kuriret, auch Kaisern und Königen geholfen hat. Gedruckt in diesem Jahr." Wer nun dieses Machwerk für 10 Ngr. kauft, der findet darin Mittelchen, wie das folgende: Geggen den flygenden Brandt, so auch Mylzbrandt und gelber Knopff benamset ist. Nymm die Wurzel Radyx, so man untter Eychbäumen fyndet, so nycht untter hundert Jahr alt seynd; dazu nymm auch einen neuen Topff, darynnen noch Nychts gewessen, lege hyreyn syben Nägel von eynem Sarg, mache eyn Kreutz aus der Wurzel Radyx, das lege dazu. Wyrf darüber drey Hand voll Salz und bynde das Ganze wohl myt eyner Blasen zu. Am ersten Neumond nach St. Johanne da es 12 Uhr schlägt in der Nacht, eyngegraben 2 Ellen tief untter der Schwelle des Stalles und dazu gesprochen das Gebet, Aldekullam, hylfft geggen den flygenden Brand." — Um diesen Unsinn, der selbst dem, welcher sich nicht genügende Kenntnisse anzueignen vermochte, zu stark erscheinen muß, nur einigermaßen näher zu bezeichnen, genügt es darauf hinzuweisen, daß die Wurzel Radix sich nicht allein unter Eichbäumen, sondern unter allen Pflanzen befindet, denn Radix ist ein lateinisches Wort und

heißt auf Deutsch: „Wurzel!“ Das Gebet, welches den sonderbar klingenden Namen führt, wird aber so leicht Niemand beten können, und wahrscheinlich wußte es derjenige, welcher mit dem Niederschreiben jener angeblichen Geheimnisse einen Anschlag auf den Geldbeutel unwissender und leichtgläubiger Menschen machte, selber nicht. Schon alte gute Sprüchwörter warnen vor der Quacksalberei mit besonderem Bezug auf die Hausthiere und sagen: „Man muß vor die rechte Schmiede gehen,“ — oder „Gehe zum Schmied und nicht zum Schmiedchen.“ Wer daher Hausthiere besitzt, an deren Leben ihm gelegen ist, der gehe vor die rechte Schmiede, wenn sie krank werden.

Besonders vorsichtig sei er aber auch mit dem Gebrauch von sogenannten Hausmitteln. Diese haben von jeher mehr Unheil als Gutes gestiftet, eben weil der Gebrauchende sie und ihre Wirkung nur vom Hörensagen kennt und sich darüber durchaus keine Rechenschaft abzulegen vermag. Gar oft artet dies Hausmittel-Geben bei den Thieren in die abscheulichste Quälerei aus. Wie oft geschieht es noch, daß einem halb blinden Pferd der Staub des kugelförmigen Bovistschwammes in die Augen gedrückt wird, in der Meinung, es erhalte dadurch seine Sehkraft wieder, während dies das einzige Mittel ist, sie unrettbar zu zerstören; wie häufig giebt man erkrankten Thieren einen Trank durch die Nase ein, weil man glaubt, das sei ein näherer Weg in den Magen als der Schlund, und setzt dadurch das Thier im besten Fall einer Lungenkrankheit, wo nicht der Erstickung aus; wie häufig werden die Pferde durch Arsenik oder Rattengift, das man in ganz kleinen Mengen unter ihr Futter

mischt, schleichend, aber unheilbar vergiftet, während man blos die Absicht hat, sie dadurch fett und wohlleibig zu machen! Nicht weniger wie das Pferd muß der Esel leiden, wo er bei uns gehalten wird. Derselbe ist zum Ruf eines dummen Thieres gelangt, ohne daß er es im Mindesten verdient, und es ist ein hartnäckiger Glaube der meisten Leute, daß der Esel, wenn er nur einigermaßen gedeihen solle, weit mehr Schläge als Futter bekommen müsse. Aber gerade blos durch die schlechte Nahrung und die unmenschliche Behandlung, welche ihm zu Theil fällt, wird der Esel zu dem langsamen, störrischen Thiere, das er ist, während er, gut gezüchtet und gehalten, an Lebhaftigkeit und Verstand mit dem Pferde wetteifert. Am meisten Aberglaube kommt wohl bei dem Rind in Schwang und die blaue Milch der Kühe spielt dabei eine große Rolle. Es giebt eine Anzahl von unter dem Futter wachsenden Pflanzen, deren Genuß die Milchabsonderung dünner und fettarmer macht, als sie es sein soll; ist nun durch Zufall dieser Uebelstand bei einer Kuh eingetreten, so vermuthet der ängstliche Besitzer eher alles Andere, als die richtige Ursache. Da hat bald ein altes Weib die Kuh besprochen, oder es ist ein Feuerdrache durch den Stall gefahren, oder die drei Kreuze, welche über der Thüre stehen, sind nicht mehr sichtbar und was derlei Unsinn noch mehr ist. Es ist kaum nöthig, auf die Thorheit solcher Meinungen aufmerksam zu machen. Weder ein altes noch ein junges Weib vermag durch Worte die Verrichtungen des thierischen Körpers zu leiten und zu ändern, der sogenannte Feuerdrache ist weiter Nichts, wie eine glänzende Lichterscheinung, ähnlich wie der Blitz, und die 3 Kreuze

über der Stallthüre können doch im besten Falle keine andere Deutung erhalten, als daß sie das Eigenthum unter Gottes Schutz stellen sollen; es wäre aber schlimm, wenn es nicht auch ohne dieselben darunter stände. Bei gar manchen Krankheiten des Rindviehes werden noch die allerverkehrtesten Mittel angewendet, blos weil sie aus alter Zeit durch die Sage überliefert worden sind und den Anstrich des Geheimnißvollen haben. So giebt man an vielen Orten den Kühen, wenn sie aufgebläht sind, eine Hand voll Erde von einem Grabe; wenn diese Erde recht kalkhaltig ist, so hilft das Mittel auch öfters, aber gewöhnlicher Kalk hätte es auch gethan. Bei der Maulseuche macht der Landmann das Uebel oft zehnmal ärger dadurch, daß er dem leidenden Thiere die Blasen auf der Zunge öffnet und die wunde Haut dann mit Essig, Pfeffer und Salz einreibt, das vortrefflichste Mittel, um die Krankheit völlig unheilbar zu machen. Ein besonders merkwürdiges Leiden des Rindviehes ist die Knochenbrüchigkeit, durch welche das Thier auffallend rasch gänzlich abmagert und seine Knochen so spröde werden, daß dieselben beim Gehen zerbrechen. Ueber die Ursachen desselben sind die allerseltsamsten Meinungen verbreitet; bald soll es davon herrühren, daß das Thier von einer Kröte in die Zunge gebissen worden sei, bald davon, daß es Glasscherben verschluckt habe; hier und da glaubt man, die Krankheit komme von dem Genuß des Huflattigs her, bald sagt man, das Thier habe eine heiße Leber, welche dem übrigen Körper alle Feuchtigkeit entziehe, so daß er zu Grunde gehen müsse. Alle diese Ansichten sind aber grundfalsch und besonders lächerlich diejenige mit dem Krötenbiß. Die Krankheit hat

ganz einfach ihren Grund darin, daß sich der phosphorsaure Kalk der Knochen durch fortwährendes Füttern von Pflanzen, die blos Kohlensäure enthalten, wie z. B. Esparsette, in kohlensauren Kalk verwandelt. Gewöhnlich ist mit der Knochenbrüchigkeit die sogenannte Lecksucht verbunden, bei welcher das Thier an allen möglichen Gegenständen leckt, namentlich an Stroh, Steinen, Mauern u. s. w. und gewissermaßen dadurch zu erkennen giebt, was ihm fehlt. Ueberhaupt wäre über den Wahn, der großentheils noch hinsichtlich der Krankheitserscheinungen bei den Hausthieren herrscht, gar Vieles zu sagen; so über die Drehkrankheit der Schafe, die blos eine Folge von Würmern im Gehirn ist, über die Räude des Schweins, welche aus Unreinlichkeit und keineswegs durch Ansteckung von Ratten entsteht u. s. w., allein es möge genügen, hier darauf hinzuweisen, daß in allen bedenklichen Krankheitsfällen der Hausthiere die Hilfe eines erfahrenen Thierarztes in Anspruch genommen werden soll, welcher dann schon das Seinige thun wird, um dem Irrglauben zu steuern und vernunftgemäße Ansichten zu verbreiten.

Wenn der erwähnte Aberglaube nun auch beklagenswerth ist, so schädigt er doch großentheils blos das Eigenthum; bringt aber nicht das Leben des Menschen in Gefahr, wie dieß stattfindet, wenn er bei der fürchterlichen Krankheit eines der gewöhnlichsten Hausgenossen, der Hundswuth auftritt. Es giebt fast keine Erscheinung, über welche so viele irrthümliche und durchaus abergläubische Ansichten verbreitet sind, wie über dieses entsetzlichste aller Uebel. Die Wuthkrankheit, welche nicht allein bei dem Hunde, sondern

auch bei dem Wolf, dem Fuchs und der Katze ausbricht, ist im höchsten Grad ansteckend, allein nur entweder durch den Biß oder durch Vermischung des Speichels oder Blutes des kranken Thieres mit dem Blute eines gesunden; alle gebissenen Thiere ohne Ausnahme und ebenso der Mensch verfallen dann demselben furchtbaren Leiden, wenn nicht bei Zeiten ein richtiges Verfahren dagegen eingeschlagen wird. Schon die Zeichen, welche gewöhnlich zur Erkennung eines tollen Hundes nach allverbreiteter Annahme dienen sollen, sind sämmtlich theils unwahr, theils trügerisch, so daß Belehrung über dieselben zur Pflicht eines jeden Wissenden wird. Namentlich ist niemals, unter keinen Umständen, das wuthkranke Thier wasserscheu, sondern es verhält sich zu dem Wasser gerade so, wie in gesunden Tagen. Es hat diese irrige Meinung schon vielen hundert Menschen das Leben gekostet, indem man eben einen tollen Hund für gesund hielt, weil er vor dem Wasser nicht zurückschreckte. Auch bei keinem gebissenen Thiere, nur bei dem Menschen, tritt auf der höchsten Stufe der Krankheit die Wasserscheu ein. Weiter soll der tolle Hund Schaum vor dem Maule haben, den Schwanz zwischen die Beine klemmen, immer nur gerade aus laufen und seinen Herrn nicht mehr kennen. Alles das ist aber nicht wahr; im Gegentheil hat er ein trocknes Maul, trägt den Schweif gekrümmt herabhängend, läuft, wie es sich schickt, und verliert fast niemals die Zuneigung zu seinem Herrn und den Gehorsam. Die eigentlichen Kennzeichen der Hundswuth, deren erstes Eintreten darnach allerdings ziemlich schwierig zu erkennen ist, sind folgende: Das Thier verändert plötzlich, ohne sichtbare Ursache sein

Benehmen, es zeigt sich fortwährend aufgeregt, unruhig, schnappt in die Luft, zerkratzt alle Gegenstände und verschluckt die verschiedenartigsten Dinge, verliert die Freßlust, bekommt dagegen vielen Durst, obgleich es Schwierigkeit im Schlukken zu finden scheint. Am zweiten Tage werden die Augen entzündet, der Blick wird stier und unheimlich, das Thier hat beständigen Drang zur Entleerung und ist in den meisten Fällen fast nicht mehr in der Stube, oder in irgend einem geschlossenen Raume zu halten, sondern sucht davon zu laufen, wo und wenn es kann. Besonders auffallend erscheint die plötzliche Veränderung im Klange seines Bellens, welches ganz heißer, rauh und höher wie gewöhnlich klingt, und eines der sichersten niemals trügenden Zeichen der Wuth ist. Dann werden die meisten tollen Hunde auch bissig, schnappen bei der leisesten Reizung nach Jedermann und zwar ohne vorher merken zu lassen, daß sie erzürnt sind oder beißen wollen; nur in seltenen Fällen aber verwundet der Hund seinen Herrn, den er bis zum letzten Augenblick zu kennen und zu lieben scheint, obwohl man sich darauf durchaus nicht verlassen kann, eben weil dieser Umstand wesentlich durch die Gemüthsart des Thieres bedingt wird. Nach und nach magert der Hund sehr ab und wird gelähmt, so daß er kaum mehr vorwärts laufen kann. Alsdann ist die Wuthkrankheit völlig entwickelt und das Thier dem Tod verfallen. Ein großer Irrthum ist es, wenn die Leute glauben, gesunde Hunde wichen dem tollen schon von selbst aus und kämen daher nicht leicht in Gefahr, gebissen zu werden; dieß ist im Gegentheil niemals der Fall, wie auch schon die

zahllosen Beispiele der Uebertragung der Hundswuth vermittelst des Bisses beweisen.

Die Ursachen der Wuthkrankheit sind noch immer nicht klar erforscht. Die gewöhnliche Meinung schreibt sie der Einwirkung einer zu großen Hitze oder Kälte zu, allein mit entschiedenem Unrecht. Denn es ist eine ausgemachte Thatsache, daß gerade in den heißesten, wie in den kältesten Klimaten die Hunde niemals von der Wuth befallen werden. In der Türkei, in Kleinasien und Nordafrika, wo sie zu Tausenden in den Straßen der Städte halb wild herumlaufen, weiß man ebensowenig von dieser fürchterlichen Krankheit, wie in Kamtschatka, Grönland und dem nördlichsten Amerika, wo der Hund das einzige Haus- und Zugthier ist. Auch die Nahrung und Lebensweise überhaupt scheint keinen besondern Einfluß auf das Entstehen der Wuth zu haben, eben so wenig andere Unregelmäßigkeiten und Widernatürlichkeiten im Leben des Thieres. Genug, es bleibt hier noch ein Räthsel zu lösen, dessen Schlüssel vielleicht auch der zu einem möglichen Schutz vor dem Uebel selbst sein kann.

Es ist ein sehr allgemeiner Aberglaube, daß die Wuthkrankheit in geheimnißvoller Verbindung mit der Zahl Neun stände. Sie soll nemlich immer entweder am neunten Tage oder dann erst in der neunten Woche, oder darnach im neunten Monat, oder endlich im neunten Jahr nach dem Biß ausbrechen, sonst nicht. Es ist Schade, daß die nächste Steigerung auf das Jahr schon ein Jahrhundert ist, sonst hätte der Volkswahn vielleicht die Frist noch etwas weiter verlängert. Da die Zahl neun im Leben und besonders in

den Krankheitsfällen des Menschen überhaupt eine vom Aberglauben erfundene Rolle spielt, so hat man sie wohl auch in die Wuthkrankheit verflechten zu müssen geglaubt. Wie wenig Wahres aber an diesem Märchen ist, haben leider viele hundert Erfahrungen schon dargethan. Die Wuth bricht gewöhnlich ziemlich rasch nach dem Biß aus, manchmal jedoch auch spät; es sind einzelne Beispiele bekannt, daß sie sich erst 4—5 Monate darnach zeigte, während gewöhnlich nach 8 Wochen wenig mehr zu fürchten ist; jedenfalls tritt sie niemals zu einer ganz bestimmten Zeit auf. Die Wuthkrankheit ist immer tödtlich und es giebt keine Vorbeugungsmittel dagegen. Allerdings will das Volk wissen, daß durch das Schneiden des Tollwurms dem Hunde die Fähigkeit genommen werde, der Krankheit zu verfallen; aber diese thörichte und verdammungswürdige Quälerei besteht blos darin, daß man dem Hund ein Stück des Zungenbandes ausschneidet, welches dazu dient, sein eigenthümliches Wassersaufen möglich zu machen, und das der Aberwitz für einen giftigen Wurm, die Ursache der Tollheit hält. Das sicherste Mittel, eigenes und fremder Menschen Leben vor einer so entsetzlichen Krankheit zu schützen, liegt jedenfalls in einer, wo möglich gesetzlichen, Beschränkung des Hundehaltens.

Sobald ein Hund in den Verdacht kommt, toll zu sein, so muß er, falls er schon andere Hunde oder Menschen gebissen hat, mit möglichster Vorsicht an die Kette gelegt werden, damit man sich durch Beobachtung Gewißheit darüber verschaffen kann, ob er wirklich krank ist. Würde man ihn sogleich tödten, so setzte man dadurch sich und Andere vielleicht einer

unnützen, langandauernden Sorge aus. Von Verdächtigen gebissene Hunde sollten aber ohne Umstände sogleich getödtet werden.

Wenn ein Mensch von einem Hunde, dessen Gesundheitszustand nicht recht zu trauen ist, gebissen worden ist, so muß er augenblicklich die nöthigen Vorkehrungsmaßregeln gegen etwaige Gefahr ergreifen. Was vor Allem und sogleich geschehen muß, ist ein längeres Auswaschen der Wunde mit lauwarmem Wasser und ein Unterhalten der Blutung durch Ueberbindung des gebissenen Theils. Wenn lauwarmes Wasser nicht auf der Stelle zu haben sein sollte, so muß warmer Urin angewendet werden; alle übrigen Waschungsmittel sind nicht so gut, wie die genannten. Natürlich muß mittlerweile sogleich nach einem Arzt geschickt worden sein, der sodann die Wunde mit einem glühenden Eisen ausbrennt, oder sie so tief als möglich ausschneidet oder ätzt. Wohnt der Arzt sehr entfernt, so kann das Letztere auch von einem Nichtarzt unternommen werden; man befeuchtet ein Stückchen Leinwand mit Schwefelsäure und tupft damit die Wunde so rein als möglich aus, oder ätzt sie mit Höllenstein, Aetzkali u. s. w.; alsdann muß dieselbe immer noch einige Wochen in Eiterung bleiben. Auch das Brennen und Ausschneiden kann im Nothfall von einem Nichtarzt unternommen werden; jedenfalls ist jedoch die Zuziehung eines verständigen Arztes die Hauptbedingung möglicher Heilung.

Fast kein Jahr vergeht, daß nicht da und dort ein neues bewährtes Mittel gegen die Hundswuth auftaucht und angepriesen wird, aber von den vielen Hunderten, welche schon

bekannt sind, oder von ihren Besitzern geheim gehalten werden, von der wunderthätigen Capelle im Cölner Dom und dem Erbschlüssel an bis herab zu Tollstein, Maiwürmern, Spanischen Fliegen und Froschlöffelkraut hat in wirklichen Fällen noch kein einziges geholfen. Es ist daher nicht genug zu warnen vor jeder Quacksalberei bei einer unbedingt lebensgefährlichen und rasch verlaufenden Krankheit, wie es die Hundswuth ist.

Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, ja selbst Geflügel, die von tollen Hunden gebissen worden sind, bekommen ebenfalls die Wuth und tragen sie auf andere Thiere über. Auch bei ihnen ist die größte Vorsicht zu beobachten, wenn auch bis jetzt nur sehr selten Fälle vorgekommen sind, in welchen die genannten Thiere dem Menschen gefährlich geworden wären. Dagegen sind Beispiele vorhanden, daß wüthende Füchse Menschen angefallen und gebissen haben. Pferde haben schon öfters durch den Biß toller Wölfe die Wuthkrankheit bekommen. Wo dieselbe einmal ausgebrochen ist, sei es bei Menschen oder Thieren, da ist keine Rettung mehr möglich und je schneller dann der Tod eintritt, eine um so größere Wohlthat ist er.

Auch im gesunden Zustand ist der Hund gar häufig Gegenstand des Aberglaubens. So sind viele Leute der festen Ueberzeugung, daß ein eigenthümliches Heulen des Hundes zur Nachtzeit den baldigen Tod eines Menschen aus dem Hause verkündige. Allein das arme Thier heult aus ganz andern Gründen als aus Besorgniß vor einem Todesfall, und es müßte sonderbar zugehen, wenn der Hund, das Thier, in die Zukunft eines Menschen blicken sollte, während

doch der Mensch nicht einmal die des Hundes, eines viel unedleren, rein thierischen Wesens zu enthüllen vermag. Und so verhält es sich mit einer Menge anderer ähnlicher Sagen.

Ein besonderer Umstand ist noch der Erwähnung werth. Es giebt nemlich Menschen, zu welchen die Thiere weit schnelleres und größeres Zutrauen fassen, wie zu anderen; so unterscheiden namentlich die Hunde mit großer Schärfe gleich diejenigen, welche ihnen geneigt sind, und räumen solchen Menschen oft ohne Weiteres eine Herrschaft über sich ein, die in den Augen Anderer unerklärlich wird. Aber die Erklärung ist leicht; die scharfen Sinne des Thieres wittern mit unfehlbarer Gewißheit aus den allerkleinsten Merkmalen dasjenige heraus, was dem gröberen, in Verbildung untergegangenen Sinn des Menschen entgehen muß. So weiß man auch viel zu erzählen von berühmten Pferdebändigern, die dem wildesten Roß blos ein Wörtchen ins Ohr zu sagen brauchen, um es augenblicklich geduldig und zahm wie ein Lamm zu machen. Das Wörtchen thut's nun freilich nicht, sondern das Wunder besteht in einem alten Roßtäuscherkunststück; der Mann beißt nemlich das Thier herzhaft ins Ohr und der heftige Schmerz macht dieses dumm und widerstandslos. Dergleichen Erscheinungen, die in den Augen der Menge Wunder sind, haben immer ihren guten, einfachen und natürlichen Hergang.

Zu den Hausthieren gehört auch die Katze und gar oft ist sie das geliebteste und verhätscheltste Wesen im ganzen Hause. Sie verdient's aber nicht. Wie das ganze Geschlecht, das sie in Europa vertritt, ist sie falsch, hinter=

listig, feig, boshaft und stets auf den Schaden des Menschen bedacht. Der einzige Nutzen, welchen sie leistet, besteht in der Vertilgung der Mäuse; aber es ist eine längst wahrgenommene Thatsache, daß auch die beste Hauskatze die Mäusejagd keineswegs mehr als Nahrungserwerb, sondern blos zum Vergnügen betreibt und es ihr dabei ganz einerlei ist, ob die Mäuse den Menschen auffressen oder nicht. Das Halten der Katzen in Zimmern hat neben vielen Unannehmlichkeiten, wozu namentlich die durch sie stets verbreitete Unreinlichkeit gehört, die beständigen Diebereien, von welchen sie nicht lassen, gar nicht gerechnet, manches Gefährliche; wenn es auch nicht wahr ist, daß, wie viele Leute glauben, ein verschlucktes Katzenhaar dem Menschen unfehlbar die Schwindsucht bringe, so sind doch Beispiele vorhanden, daß Katzen einen Menschen dadurch getödtet haben, daß sie, Wärme suchend, sich in der Nacht quer über dessen Hals legten und ihn erstickten. Ebenso sind schon öfters Angriffe von Katzen auf Säuglinge vorgekommen, so daß es Jedermann nicht genug zu empfehlen ist, Katzen wenigstens niemals bei Nacht im Zimmer zu lassen. Wo sie der Mäuse wegen gehalten werden, soll man sie wo möglich gar nicht in die Familie gewöhnen, sondern für sich selber sorgen lassen und ihnen nur Futter verabreichen, wenn dies unumgänglich nöthig ist. Von jeher hat die Katze in sehr üblem Geruch gestanden. In den grauen Zeiten der Unwissenheit war sie der Geselle der Hexen, und der Teufel verwandelte sich gewöhnlich in einen schwarzen Kater. Schon das beweist übrigens, wie wenig Zutrauen das Volk mit richtigem Gefühl zu der Gemüthsart dieses Thieres besitzt. Glücklicherweise ist von

alten schaurigen Sagen jener Gattung wenig mehr haften geblieben und höchstens sieht man es als ein schlimmes Zeichen an, wenn einem zur Nachtzeit eine Katze über den Weg läuft. Manche machen freilich einen Unterschied und halten in solchem Fall eine weiße Katze für Glück bringend und blos eine schwarze oder dunkel gefärbte für von übler Vorbedeutung. Aber Katze ist Katze, und es sähe wahrlich nicht gut in der Welt aus, wenn jedem Begegnen derselben ein Unglück auf dem Fuße folgen müßte. Oft aber muß der Gedanke aufsteigen, als habe sich der Mensch von Anbeginn der Welt an abgemüht, sich das Leben recht sauer zu machen und sich durch Hirngespinnste der wunderlichsten Art fortwährend in einem Zustand der Befürchtung und der Angst vor der Zukunft zu erhalten. So hat er sich selber freiwillig durch Irrwahn in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Wesen gesetzt, welche tief unter ihm stehen und deren Einfluß auf sein Wohl und Wehe ganz von ihm selbst abhängt. Wie schädlich und Verderben bringend dieß aber für ihn werden kann, das tritt nirgends deutlicher zu Tag als bei den Thieren, die er des Nutzens wegen an seine Person gefesselt hat, seinen Hausgenossen.

VII.

Schutzbedürftige Räuber.

Gar oft habt Ihr schon an den Scheunenthoren des Landmanns einen todten Raubvogel oder eine Eule angenagelt gesehen. Gewiß versäumt so leicht Niemand auf dem Lande die Gelegenheit, seinem Hause diesen sonderbaren Schmuck zu verschaffen, denn es geht die Sage, ein solcher Vogelleichnam diene gleichsam als Wache oder Scheuche und hielte, ein warnendes Beispiel, seine Verwandten fern von dem Dach, unter welchem er gekreuzigt worden ist. Schon aus diesem Grunde werden die genannten Thiere gejagt und getödtet, wo es möglich ist. Aus ihrem Geschlecht haben besonders zwei zu leiden, der Bussard und die Schleiereule. Der erste, der auch hier und da Mäusefalke heißt, ist der bekannte, überall heimische braune Raubvogel, der langsam unsere Felder durchstreift auf der Jagd nach Mäusen, Maulwürfen und kleinen Vögeln; die Schleiereule, die bekannteste ihres Geschlechts, wohnt überall in hohlen Bäumen, Kirchthürmen, öden Gebäuden und ihr hübsches Gefieder macht sie zu einer ganz freundlichen Erscheinung. Auch sie lebt hauptsächlich nur von Mäusen, welche sie unermüdlich

verfolgt und vernichtet. Beide Thiere gehören daher entschieden zu den nützlichen, und wenn auch vielleicht der Bussard einmal einen jungen Hasen zerreißt, so thut er das erstens nur bei Mangel an anderer Nahrung und dann ist dieser Schaden gar nicht der Rede werth. Die Schleiereule vertilgt aber blos schädliche Thiere. Es wird ihr zwar hin und wieder vorgeworfen, daß sie junge Tauben tödte; es ist diese Meinung aber durchaus irrig. Sie lebt im Gegentheil mit den Tauben im besten Einvernehmen und begiebt sich öfters in deren Schlag, um die darin befindlichen Ratten aufzusuchen. Aber weder ihr Nutzen, noch ihre Unschuld vermögen zu verhüten, daß ihr Erscheinen stets das Zeichen zur allgemeinen Jagd auf sie giebt. Selten wird ein Bauer, der eine Eule in der Scheune findet, die ihm bei Tag wegen ihres Nachtgesichtes nicht gut entgehen kann, ihr das Leben schenken; ebensowenig wird ein Jäger, dem ein Bussard schußgerecht kommt, sich enthalten können, die Flinte auf ihn anzulegen. Solches rücksichtslose Verfahren ist um so verwerflicher, als beide Thiere nach ihrem Tode ohne Gebrauchswerth sind. In England ist die Beobachtung gemacht worden, daß in Gegenden, wo die Schleiereulen besonders häufig anzutreffen sind, die Feldmäuse niemals in so großer Zahl sich einstellen, wie anderswo; hingegen wurde in einer Landschaft, woselbst den Eulen thöricht nachgestellt worden war, gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht; hier vermehrten sich nach ihrem Verschwinden Ratten und Mäuse auf unglaubliche Weise. Ein alter Jäger schoß einmal im Spessart-Forst einen Bussard; als das Thier niederfiel, sah er, daß es eine Maus in den Kral-

len und eine zweite im Schnabel hielt. Er stieg sodann zu dem Nest des Raubvogels empor, das, aus Reisern lose zusammengeschichtet, wie ein Krähennest, hoch auf einer Buche stand. Vier Junge waren darin und nicht weniger als 15 Mäuse lagen rings um den Rand desselben, aber nicht eine Feder, kein besonderes Gewölle zeigte an, daß der Räuber auch andere Nahrung erjagt habe. Der alte Jäger hatte schon gar manchen Bussard geschossen, ohne viel darüber nachzudenken, als er aber wieder vom Baume herunter war, kam das Weibchen des getödteten Vogels mit wildem Geschrei geflogen, um seine Jungen zu vertheidigen und er schoß es nicht, wie leicht er auch gekonnt hätte. Von der Zeit an hegte er ordentlich die Bussarde in seinem Revier, fütterte sie, wenn sie im Winter nicht weiter gezogen waren und hatte dafür die Genugthuung, daß seine Waldsaaten in ihren Kämpen frisch und kräftig keimten und wuchsen, wenn diejenigen seiner Nachbarn von den Waldmäusen ganz und gar zerstört worden waren. Die Schleiereule kann nur durch den Umstand in üblen Verdacht gerathen sein, daß sie ein Nachtvogel ist. Das hat aber der Mensch aus dem Menschenleben genommen, daß er Alles verabscheut und Allem mißtraut, was ein nächtliches Gewerbe treibt, wie es denn ganz eigenthümlich ist, daß überall selbst die nützlichen Nachtwächter ohne Grund gehaßt und vom Volksmund durch sprichwörtliche Redensarten verspottet werden. Da die Nacht aber nicht und niemals des Menschen Feind, sondern im Gegentheil sein bester Freund ist, der ihm Ruhe und Vergessenheit bringt, so ist es thöricht, mit ihren Schatten die abergläubische Furcht zu verbinden, die sich

auch auf harmlose Thiere ausdehnt. Der Bussard oder die Eule an dem Scheunenthor erhält daher eine ganz andere Bedeutung, als die Errichter solcher Denkmäler wollen und am Glimpflichsten lautet noch die Auslegung: „Hier hat das Ungeziefer freien Paß!"

VIII.

Das wilde Heer.

Wer hat nicht schon von dem wilden Heere vernommen? Hundert schaurige Sagen sind darüber unter dem Volk nah und fern in ganz Deutschland, und weit noch über des Vaterlands Marken hinaus verbreitet. Gegen Mitternacht, wenn am Himmel die Wolken sich unheimlich jagen und der bleiche Mond nur von Zeit zu Zeit, wie verstohlen, einen Strahl auf die dunkle Erde wirft, dann beginnt es sich plötzlich zu regen in der Einsamkeit der Wälder. Zuerst ertönt fernher eines Hifthorns Klang, dem ein anderes, vielleicht auch nur das Echo, antwortet; dann erschallt dumpfes Hundegekläff, stets näher und näher, als jagten emsige Sucher auf der Fährte des schweißenden Wildes, und immer lauter und toller wird das Geräusch, Hundebellen, Rossewiehern, Peitschengeknall, Hörnerruf klingt ohrzerreißend durch die Lüfte, und jetzt — Gott steh' uns bei — fährt der wilde Jäger auf schwarzem Roß mit feurigen Augen und Nüstern durch die Lüfte, und hinter ihm drein der ganze Spuk der entsetzlichen Nachtgespenster. Wer ihnen begegnet, spricht sein Stoßgebetlein und schließt die

Augen, bis es weit vorüber ist, das wilde Heer. — Aber nein, lieben Leute, schließt lieber die Augen nicht und nicht die Ohren, sondern betrachtet Euch mit hellen klaren Sinnen die Erscheinung, welche Euch so sehr in Schrecken gejagt hat. Ihr habt Recht — seltsame Töne hat der Wald in stiller, dunkler Nacht, und einem verzagten Menschenherzen werden sie doppelt grauenhaft. Aber das Menschenherz soll eben nicht verzagen in Gottes freier, schöner Natur, in der es keinen Missklang giebt, als den das Erdenkind sich selber bereitet. Gar richtig ist's und viele Alte und Junge haben's selber schon gehört: Im nächtlichen Wald, in der laubbewachsenen Thalschlucht erwachen zur Nachtzeit mancherlei Töne, die dem Ungewohnten die Haut schaudern und das Blut erstarren machen. Da schallt es plötzlich wie ferner Hornruf, dann wieder wie das Schnauben der Rosse, das Klaffen jagender Hunde — und plötzlich ertönt über dem Haupt des einsamen Wanderers ein entsetzliches Geknatter und wenn er schon halb todt vor Angst emporblickt, so sieht er große, dunkle Schatten mit feurigen Gluthaugen über die Lichtung flattern, und dann sieht er nichts mehr — ! Zu Hause aber erzählt und beschwört er und möchte den theuersten Eid leisten, er habe das wilde Heer gesehen. Guter Mann, die Angst hatte dir schon die Urtheilskraft und die Untrüglichkeit deiner Sinne genommen, ehe du noch in den Fall gekommen warst, sie gebrauchen zu müssen. Was dich erschreckte, war weiter nichts — als ein Flug ziemlich harmloser, sogar nützlicher Vögel, welche eine Menge schädlicher Thiere vertilgen, aber auch nicht selten dem Wildstand Schaden zufügen. Du staunst, du zweifelst? Wenige

Worte werden genügen, um dir zu beweisen, daß es so ist. Gewiß hast du schon von dem Uhu, Schuhu oder der Ohreule sprechen gehört, wo nicht selbst einen solchen mächtigen Raubvogel, den größten und sonderbarsten des Eulengeschlechts gesehen. Dieser schon ganz merkwürdig und fast erschreckend aussehende Vogel ist der eigentliche wilde Jäger und ein Schwarm seines Gleichen, der sich den Raub streitig macht, bildet das wilde Heer mit allen seinen abenteuerlichen Begleitern. Und es ist allerdings bei einem solchen Eulenfluge Alles vorhanden, was die wilde Jagd braucht. Der Uhu hat nämlich die Eigenthümlichkeit, daß er während seinen nächtlichen Streifereien, denn am Tage schläft er sonnenblind in hohlen Bäumen, stets ein lautes, höchst unheimlich klingendes Geschrei in den mannigfaltigsten und seltsamsten Tönen ausstößt. So furchterregend ist dasselbe, daß selbst größere Thiere, z. B. Hunde und Pferde, dabei zittern und von unbesiegbarer Scheu befallen werden. Das tönt bald wie ein schrilles, gellendes Pfeifen, bald wie der langgezogene Wehruf eines Verscheidenden, dann wieder wie Klatschen und Schlagen, am meisten aber wie ein wildes Stöhnen oder das Angstgeheul irgend eines unbekannten Wesens. Und so denke dich denn als einsamen Wanderer im hundertjährigen Forst bei tiefer Nachtzeit, wo immer das Gemüth auch des Beherztesten von ganz ungewöhnlichen Schauern befallen werden kann, wenn er nicht durch Bildung und ein gutes Gewissen davor bewahrt wird — denke dir plötzlich über deinen Häuptern ein schmetterndes Flügelschlagen, ein entsetzliches Geheul und Getöse, als ob die Wipfel der Bäume herunterkrachen und Alles begraben

müßten — du schaust schon zum Tode erschrocken empor, und große dunkle Gestalten, denen das zweifelhafte Licht der Nacht und die Einbildungskraft die wunderlichsten Umrisse verleiht, flattern über die Waldlichtung dahin und glotzen dich mit feurigen Augen an! Denn das Auge des Uhus leuchtet in der Nacht, wie das der Katzen und aller sonnenblinden Thiere mit lichtem, grünlichem Schein. Was wirst du nun sagen, wenn heimgekehrt du Worte finden kannst? Gewiß würdest du schwören, dem wilden Jäger und seinem Heer begegnet zu sein, wenn du nicht diese gegenwärtige Erklärung darüber gelesen oder von einem Freunde mitgetheilt erhalten hättest. Siehe, das ist der Nutzen der Naturwissenschaft und der Kenntniß überhaupt. Sie macht stark und wappnet gegen alle scheinbar übernatürlichen Erscheinungen. In der Natur giebt es nichts Uebernatürliches, das weißt du jetzt. Aber wie schwer ist es, das Vorurtheil in den Köpfen armer verblendeter Menschen auszurotten, wie schwer, der bequemen Annahme von der Wirkung geheimer Kräfte gegenüber die unbequemere, weil Nachdenken und Verstand fordernde, Erklärung des ganz natürlichen Vorgangs zur Geltung und Anerkennung zu bringen! Tausende glauben heutzutage noch steif und fest an den wilden Jäger, von dem die Sage so viel zu erzählen weiß. Nirgends aber hat sie einen breiteren Boden, als im hessischen Odenwald. Dort liegen auf waldumkränzter Höhe, oberhalb einer lustig klappernden Mühle, die grauen Trümmer einer alten Burg Rodenstein. Der Ritter von Rodenstein aber ist gerade der wilde Jäger; warum, das weiß kein Mensch zu sagen, keine Chronik zu melden. Wenn nun in Deutschland ein Krieg

auszubrechen droht, so rüstet der Rodensteiner lange vorher und plötzlich fährt er mit dem ganzen Troß des wilden Heeres mitten in der Nacht gerade durch die Mühle hindurch quer über das Krumbacher Thal nach seiner zweiten Veste Schnellerts, deren kaum noch erkennbare Reste tief im unheimlichen Waldgestrüpp begraben liegen. Diese Erscheinung nun — wer sollte es glauben — hat die weitläufigsten gerichtlichen Untersuchungen veranlaßt, und viele Landleute haben auf das Evangelium beschworen, daß sie den wilden Jäger von Rodenstein mit eigenen Augen gesehen hätten. Und das sind noch keine hundert Jahre her! Wäre damals nun schon über das nächtliche Treiben des eigentlichen wilden Jägers, des Uhus, so viel bekannt gewesen, wie heutzutage, und ein verständiger, beherzter Mann hätte die Gelegenheit wahrgenommen, einen der tobenden Gesellen aus der Luft herabzupürschen — was wohl würden jene Leute, welche die Erscheinung beschworen hatten, gesagt haben? Wären sie ehrlich gewesen, sie hätten gesagt: O wie thöricht, vorschnell und gewissenlos haben wir gehandelt, da wir den blöden Augen mehr trauten, als dem klaren Verstand! Aber es ist fast darauf zu wetten, daß die Meisten sich auch durch jenen handgreiflichen Beweis nicht hätten bekehren lassen. So sind die Menschen — aber sie sollen nicht so bleiben! Gott sei Dank, wir schreiten rüstig vorwärts und der Wald des Unverstandes lichtet sich, wie der des Rodensteiner oder Krumbacher Thales im Odenwald. Seitdem nämlich dort fleißige Landleute in immer zunehmender Zahl sich angebaut und den Forst in reiche Aecker umgerodet haben, seitdem ist der wilde Jäger und sein Troß verschwun-

den. Denn merk' es: Der Uhu ist ein scheuer Einsiedler, dem es nicht wohl ist, wenn er nahe bei Menschen hausen soll. Vor hundert Jahren reichte noch Wald vom Rodenstein bis zum Schnellerts, heute liegt ein fruchtbares Feldgelände dazwischen. Da ist's doch begreiflich, warum der wilde Jäger ausgezogen ist und das Wiedereinziehen vergessen hat!

IX.

Komm' mit!

Es war eine kalte Winternacht; der Mond schaute durch die runden Scheiben des hohen, alterthümlichen Gemaches, in welchem ich an einem kleinen Tisch bei einer mattbrennenden Schirmlampe saß und las. Was ich las, weiß ich nicht mehr genau, aber das Buch hatte mich gefesselt, so daß ich fast Alles um mich her vergessen hatte. Ich war noch jung, nicht einmal siebzehn Jahre alt, und das ist das glückliche Alter, in welchem die geschäftige Einbildungskraft noch an jedes Häkchen ihren goldenen Faden knüpft und ihn zur Sternenleiter zuzurichten meint. Und weil ich so jung und unbedacht war, kümmerte mich im damaligen Augenblick auch wenig die Lage, in der ich mich befand. Denn ich war nicht allein im Gemach. Ein grüner Schirm wehrte dem Lampenlicht nach einer Seite hin den Weg und in seinem Schatten lag im Bett eine weißgekleidete Gestalt, ein Mädchen, zwar viel älter als ich, aber immer noch jung zu nennen. Sie schlief nicht, sondern heftete die großen blauen Augen nach dem Lichtring an der Decke, als wolle sie in dessen flimmerndem Scheine wunder=

bare Dinge lesen. Sie war nicht schön, aber ihr Gesicht hatte etwas unendlich Sanftes und Verständiges, jetzt aber sah sie, weißer wie der Schnee, der draußen die Aeste der alten Linde mit krystallenen Blüthen schmückte, und die abgezehrten Wangen eingerahmt von den langen, aufgelösten Flechten dunkelbraunen Haares, fast geisterhaft aus. Aber ich bemerkte das nicht, ich war daran gewöhnt. Sie war krank, schon lange krank, das wußte ich, und pflegte sie nach meiner Art treulich und nach Kräften, eine um die andere Nacht an ihrem Bette wachend in brüderlichem Wechsel. Ach, der Wurm nagte schon längst an dieser edlen, seltenen Blüthe, und sie ganz allein auf der Welt wußte es, daß der Todesengel bald die entfliehende Seele von ihren Lippen küssen würde!

Die Lampe brannte immer düsterer, ein tiefes Schweigen, nur leise unterbrochen durch den unheimlichen Ton des Athemholens der Kranken, herrschte und ich war immer noch vertieft in das vor mir liegende Buch. Da schlug das matte Glöcklein der fernen Dorfkirche die Mitternachtsstunde und erweckte mich aus meiner wachen Träumerei. Ich nahm den Löffel und das Glas, um der Kranken Arznei zu reichen — da — es überläuft mich immer noch, wenn ich daran gedenke — da klopft es auf einmal vernehmlich an dem dreißig Fuß hoch befindlichen Fenster und eine deutliche, helle Stimme schreit durch die Scheiben: „Komm' mit!" Ich erschrack zum Tode und Glas und Löffel fielen klirrend zu Boden. Das gab mir das Bewußtsein wieder; und abermals rief es draußen, wenngleich undeutlicher, als das erste Mal: „Komm' mit!" und schlug dabei an die Schei-

ben, vor welchen ich eine weiße Gestalt flattern sah. Ich war damals glücklicherweise schon vernünftig genug, um so wenig abergläubisch als möglich zu sein; aber gern gestehe ich doch ein, daß es mir nicht wohl zu Muthe war und daß es kalt mich überrieselte. Wie Hülfe suchend warf ich meinen Blick auf die Kranke; diese aber lächelte mit ihren leuchtenden Augen mich seltsam freundlich an und sagte: „Erschrick doch nicht, Du Guter; das ist ein freundlicher Bote, der mich abzurufen kommt!“ In diesem Augenblick erschallte der schrille Schrei wieder vor dem Fenster, gleich darauf aber schon in weiterer Ferne, dann fast unhörbar — das Ding war fort. Fragend sah ich das lächelnde Mädchen an. „Thörichter Junge,“ sagte sie, „weißt Du nicht, daß das ein Kauz oder Käuzlein gewesen ist, ein Eulenvogel, der Nachts auf der Jagd umherstreift und vom Licht gelockt gegen die Fenster flattert, hinter denen arme Kranke auf dem Schmerzenslager wachen müssen? Und weil sein Geschrei fast so klingt und in der stillen Nacht und in den Köpfen der Nachtmenschen Alles die Deutung gewinnt, die ihrem Hang nach Uebersinnlichem am besten zusagt, so sagen die Leute, der kleine Vogel rufe: Komm' mit! und sei ein Gesandter des Todes. Aber die Gescheidten dürfen nicht an dergleichen Sagen glauben, und ich hoffe, Du bist gescheidt“ — hier aber sank ihre Stimme — „wenn auch dies Mal der Aberglaube und das Käuzchen Recht behalten.“ — Sie schwieg und ich sah eine Thräne in ihrem Auge. Ach, auch ich weinte längst. Die Sage von dem Kauz oder dem Todtenvogel war mir wohl noch von der Schule her im Gedächtniß, wer aber denkt sogleich an das Richtige, wenn er

eben noch sich in einer Traumwelt befangen gefunden hat? Aber mit erschreckender Gewißheit war auf einmal der Gedanke von dem unvermeidlichen Verlust der theueren Kranken über mich gekommen — wie und warum erst jetzt, weiß ich nicht einmal. Das Käuzlein kam noch oft — zuletzt hat es der Verwalter geschossen. Sie aber, die Gute, Liebevolle, ward hinweggenommen, ehe noch der Schnee ganz von der Linde weggeschmolzen war. Ein stärkerer Ruf war an sie ergangen und sie folgte ihm lächelnd, denn dem Guten ist der Tod ein Freund!

X.

Der Ziegenmelker.

In der Wirthsstube eines großen Dorfes des waldigen Volgelsberges saß eine zahlreiche Gesellschaft. Es war ein warmer heller Juliabend; durch die Fenster, welche trotz der Schwüle fest geschlossen waren, wie dieß leider in den meisten Bauerhäusern zum Nachtheil der darin Wohnenden Sitte zu sein scheint, blinkten die Sterne und die davor stehenden hohen Fichten rauschten im Nachtwind. Es mochte schon ziemlich spät sein; die Männer unterhielten sich noch mit den Karten oder horchten den Erzählungen des alten Jägers, welcher den russischen Feldzug mitgemacht hatte und deshalb, wie seiner übrigen Eigenschaften halber nicht wenig verehrt wurde — da flog plötzlich die Thüre auf und hereinstürzte ein junger Bauer im bloßen Kopf, mit verwirrtem Haar und Gewand, so blaß, verstört und athemlos, daß alle Anwesenden erschreckt in die Höhe fuhren. Er sank mehr auf die Bank, als daß er sich setzte und keuchte mit heiserer Stimme: „Wirthin, ein Glas Branntwein!“ — „Was ist geschehen? Wo fehlt's? Rede doch, Martin!“ riefen durcheinander die Neugierigen. „Laßt ihn erst ruhig

trinken," sagte der Jäger, „dann werden wir schon zu hören bekommen, was vorgefallen ist." Martin trank, athmete noch ein Paar Mal tief auf und sagte dann: „Mir geschieht schon recht; aber es soll mir eine Warnung sein. Mein Vater schickte mich heute in der Frühe nach Echzell, woselbst ich ein zum Verkauf stehendes Pferd betrachten sollte. Ich wählte den näheren Weg durch den Bingenheimer Wald, welchen ich quer durchschnitt, ohne auf dem Pfad zu bleiben. Plötzlich gewahrte ich, aufmerksam gemacht durch die erschrocken aufflatternde Mutter, ein Amselnest in einem dichten Haselbusch, so wohl versteckt, daß ich es gewiß übersehen hätte, wenn mein Blick nicht zufällig gleich darauf gefallen wäre. Es enthielt vier beinahe schon ganz flügge Jungen. Ich nahm sie aus, setzte sie in meine Mütze und schritt rüstig weiter; die beiden Alten umflogen mich mit jammervollem Angstgeschrei — ich achtete es nicht, aber jetzt brennt es mir in der Seele." Der Bursche stöhnte und sah sich scheu um, dann fuhr er mit gepreßter Stimme fort: „Es war noch früh am Morgen als ich nach Echzell kam; ich ging ins Wirthshaus, ließ mir einen Topf geben, in welchen ich etwas Heu that, steckte meine Vögel da hinein und verbarg sie im Stalle, mit der festen Absicht, nur den Pferdeverkäufer von meinem Hiersein zu benachrichtigen, dann zurückzukehren und sie zu atzen. Aber zuerst fand ich meinen Mann nicht, dann zog sich die Sache in die Länge, nachher schleppte er mich in ein anderes Wirthshaus, ich vergaß die armen Thierchen ganz und gar — und als ich mich kurz vor der Heimkehr an sie erinnerte und eilig nach ihnen lief, waren sie todt, verschmachtet." „Du bist ein

Schurke, Martin!“ schrie der alte Jäger und griff nach dem Hirschfänger, denn er gerieth gar leicht in Hitze. „Oho,“ rief ein anderer junger Bauer, „was ist denn da zu schimpfen und sich zu grämen, um ein Paar elender Vögel.“ „Was,“ schrie der Jäger, „Du hast auch kein Herz im Leibe. Fluch über Euch Mörder und Schänder der Gotteswelt! Wie wollt Ihr gerichtet werden, wenn der qualvolle Tod schuldloser Geschöpfe Euch etwas Alltägliches ist!“ „Ruhig,“ begütigte der Schulmeister, „ruhig, alter Freund, und laßt Martin auserzählen, denn irre ich mich nicht, so ist die Strafe seiner Unthat auf dem Fuße gefolgt!“ „Ach, da habt Ihr Recht, Herr Lehrer.“ entgegnete der Bursche, indem er sich das Wasser aus den Augen wischte; „ich bin bestraft worden, und Du, Johannes, nimm Dich in Acht, daß es Dir nicht noch schlechter ergeht, wie mir. Hört nur weiter! Bestürzt und das Gefühl meines Unrechts in der Brust, machte ich mich auf den Heimweg. Diesmal ging ich nur auf dem Pfad, es ward immer dunkler und ich fürchtete mich im Walde, wie noch nie zuvor. Oft war es mir, als flatterten mir die Amseln von heute früh um meinen Kopf, dann wieder war mir's, als sei vor meinen Füßen ein tiefer Abgrund, in den mich der nächste Augenblick stürzen müsse, so daß ich kaum wagte, voranzuschreiten. Als sich meine Augen mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatten, verschwand zwar diese letztere Angst, aber desto deutlicher hörte ich den Flügelschlag von Vögeln rings um mich und zwar in immer wachsender Unzahl. Die Furcht trieb mich zum Laufe, aber sie verließen mich nicht; immer näher umkreisten sie mich mit einem unheimlichen Laut, da und dort stieß einer an

mich, ich verlor die Mütze vom Kopf, in der ich die junge Brut geraubt — endlich ward es heller, der Waldsaum erreicht! Aber sie begleiteten mich noch immer, große Vögel mit leuchtenden Augen und ungeheurem Rachen, den sie gegen mich aufsperrten — ich werde es niemals vergessen! Wann und wie sie mich verlassen haben, weiß ich nicht, ich hatte ganz die Besinnung verloren und habe diese erst wieder hier im Lichtschein gefunden.“ — Und er bedeckte das Gesicht mit den Händen, gleich als flatterten die geheimnißvollen Rächer noch vor seinen Augen. Die Anwesenden machten zu der Erzählung zwar bedenkliche Gesichter, suchten aber größtentheils dem Burschen das Erlebniß auszureden. „Du hast geträumt, Martin!“ sagten sie; „hast in Echzell zu tief in das Gläschen geguckt und dann ein Paar Speckmäuse für Vogelgespenster gehalten! Pah, mit dem Unsinn, so was zu glauben!“ Martin entgegnete Nichts darauf, schüttelte aber immerfort den Kopf, als wollte er innerlich bekräftigen, er sei seiner Sache gewiß.

Lukas, der alte Jäger, hörte eine Zeit lang den Foppereien ruhig zu. Dann stand er auf, nahm die Doppelflinte von der Wand und sprach bedächtig: „Eben geht der Mond auf, der Wald liegt blos ein Paar Hundert Schritte von hier, wer macht den Spaziergang mit? Es wäre Schade, wenn die neue Mütze verloren ginge und dann läßt sich's ja gleich bestimmen, ob der Martin geträumt hat oder nicht.“ Und er lachte recht herzlich auf den Stockzähnen. Aber von den Bauern stand Keiner auf, Alle waren etwas blaß geworden und murmelten von später Zeit und daß die Nacht keines Menschen Freund sei. Nur der Schullehrer nahm die

Mütze vom Nagel, sagte weiter Nichts, als: „Ich bin bereit!“ und die beiden Waghälse schritten hinaus in die liebliche Mondnacht. Die im Wirthshaus rückten aber enger zusammen und fürchteten sich fast, laut zu sprechen; nichtsdestoweniger beschloß ihre Neugier, des Jägers und seines Begleiters Wiederkunft abzuwarten.

O wie schön war es draußen in der lauen Sommernacht! Tiefe Stille lag über die Flur gebreitet, nur die Halme des hohen Korns rauschten leise. Der Vollmond rollte seine namenlose Pracht durch den dunkeln, stahlblauen Himmel, an dessen Zelt viel tausend Sterne glänzten, deren unermessene Zahl unter dem Blick wuchs, je länger das Auge hinaufschaute. Der silberne Strahl der Himmelslichter flimmerte auf den Wellen des Bachs, auf der Spiegelfläche des Teichs, als tanzten darauf hüpfende Flämmchen. Von fernher winkte der dunkle Wald, der an den Bergen emporstieg — da und dort stand düster ein einzelner Eichbaum im Feld, als sei es ihm leid, so einsam zu wachsen, und nicht drinnen bei den grünen lustigen Brüdern zu sein. Als sie eine Strecke weit von den Häusern entfernt waren, standen die Männer gleichzeitig wie durch Verabredung still und hefteten die Blicke hinauf, ringsum. „Die Natur ist der Quell des Friedens und der Gesundheit, Jäger,“ sagte der junge Lehrer feierlich. „Wer sie anschaut mit rechten Augen, der kann niemals unglücklich sein!“ — „Wahr,“ entgegnete der Alte, „Gottes Welt ist schön und gut — aber die Menschen verderben sie und machen sie zur Mördergrube. Haben Sie nicht bei der Erzählung des leichtsinnigen Burschen ein Bischen Scham empfunden, daß er so gut auf den

Namen Mensch Anspruch macht, wie Sie?" — „Nur nicht zu hart, alter Freund," begütigte der Lehrer. „Der Martin ist leichtsinnig, gedankenlos, aber schlecht ist er gerade nicht. Seine Reue ist wahrhaft gewesen." — „Ja, weil sie Wirkung der Furcht war!" lachte der Jäger. „Man sollte manchmal wahrhaftig dem Aberglauben dieser Menschen das Wort reden, weil er mehr zu Stande bringt, als ihr Glaube." — Der Schullehrer schüttelte misbilligend den Kopf, sprach aber kein Wort weiter. Beide schritten fürbaß und naheten sich dem Walde. „Da, da!" rief plötzlich der Jäger, und wirklich in blitzschnellem Flug wie ein dunkler Schatten flog ein ziemlich großer Vogel an ihnen vorbei, kehrte wieder um, ein zweiter, ein dritter gesellte sich dazu, mehr noch, bald umflatterte sie eine kleine Schaar. Sie machten ein sonderbares Geräusch, als schnalzten sie mit der Zunge; ihre Augen glänzten grünlich und deutlich konnte man ihren übergroßen Rachen, den sie beständig offen hielten, gewahren.

„Was sind das für Vögel?" fragte der Schullehrer sehr ruhig, nachdem er die sonderbaren Luftgaukler eine Zeit lang beobachtet hatte. In diesem Augenblick schlug der Jäger mit der verlorenen Mütze des Burschen, die er vom Wege aufgehoben hatte, in die Luft, warf sich auf die Erde, erhob sich geschwind wieder und hielt einen Gefangenen in der Hand, einen sonderbaren, grauen, gelbgefleckten Vogel, der sein Gefieder sträubte wie ein Truthahn und einen Rachen aufsperrte, dessen Größe dem Kopf ein Schrecken und Ekel erregendes Ansehn verlieh.

„Es sind, wie ich mir gedacht, Nachtschwalben oder so-

genannte Ziegenmelker," sagte der Jäger, „eigenthümliche Gesellen, die allenthalben in den Wäldern wohnen, aber ein so verborgenes Leben führen, daß man sie selten zu sehen kriegt, außer zu jetziger Zeit, wo sie den Wanderer durch drohendes Umflattern und Zusammenschlagen der Flügel von ihre Brüteplätzen fern zu halten suchen. Sie leben nur von Insecten, die sie mit ihrem großen Maul im Fluge haschen, sind unersättlich und darum nützlich. Aber eben weil sie Nachtvögel sind und nur durch Zufall da und dort einmal bei Nacht getroffen werden, wo denn ihr allerdings sonderbares Aeußere die unwissenden Leute erschreckt, sind die abgeschmacktesten Märchen über sie im Umlauf."

„Ganz recht," fiel der Lehrer ein, „ich entsinne mich, daß die Landleute sagen, dieser Vogel vermöge durch bloße Berührung im Vorüberflattern ein Stück Vieh zu tödten und selbst dem Menschen unheilbare Krankheiten zu bringen. Wenn ich nun auch an derlei Märchen nicht glaube, so möchte ich doch wissen, welche Bewandtniß es mit dem Glauben hat, daß die Nachtschwalbe den Ziegen und selbst den Kühen die Euter aussauge. Es hat mir zwar immer sehr unwahrscheinlich geschienen, aber Leute, welche man sonst nicht zu den Unverständigen zählen kann, glauben daran, und auch der Name des Vogels scheint auf die allgemeine Anerkennung jener Sage zu deuten."

Der Jäger lachte recht herzlich, indem er sich zum Heimweg umdrehte. „O, über Euch gelehrte Leute!" rief er. „Dann wäre ja die Nachtschwalbe der einzige Vogel in der Schöpfung, welcher von Milch lebte! Wenn aber ihr Schöpfer dieß gewollt hätte, dann würde er ihr nicht den

harten Schnabel und die spitze Zunge, sondern die wulstigen Lippen und die fleischige Zunge der Säugethiere gegeben haben, ohne welche es ganz unmöglich ist, Muttermilch zu saugen. Der Vogel da lebt von weiter Nichts, als von Insekten, und er ist so gefräßig, daß er deren niemals genug bekommen kann. Sein großer Rachen verleiht ihm zwar ein nach unseren Begriffen häßliches Ansehen — allein nicht Alles ist schön, was nützlich ist. Indessen verdient das gute Thier Schonung, für die es übrigens schon selber sorgt, denn es weiß sich am Tage vortrefflich im Dickicht zu verbergen. Jetzt aber, Lehrer, sollen Sie einmal die Angst unserer Burschen sehen, wenn ich den unheimlichen Vogel mitten unter sie bringe."

„Ich bemerke Ihnen nur," sagte der Schullehrer, „daß Sie fast denselben Fehler begehen, wie Martin. Sie fangen den armen Vogel —"

„Halt!" rief der Jäger, „nicht um ihn zu quälen oder ihn gefangen zu halten, sondern blos um Einem meiner Mitmenschen eine gute Lehre zu geben. Wie ich das anfange, sollen Sie gleich sehen, denn hier stehen wir vor dem Wirthshaus."

Als die beiden Zurückkehrenden die Thüre des Wirthszimmers öffneten, verstummte das Gespräch der noch Zusammensitzenden und fragende Blicke flogen ihnen zu. Der Jäger sagte kein Wort, schritt feierlich auf Martin, welcher immer noch allein saß, zu und rief: „Die Amseln wollen ihre Kinder wieder haben!" Und gleichzeitig ließ er den verborgen gehaltenen Vogel los. Da hätte man die Verwirrung sehen sollen! Die stämmigen Bauerburschen schrieen

auf, warfen sich unter die Tische, verbargen die Köpfe, Martin sank auf die Knie und stammelte: „Gnade!“ Die Nachtschwalbe fuhr wie toll im Zimmer umher, schlug mit ihren Fittichen die trübe Oellampe, welche über dem Tische hing, aus und vermehrte dadurch das Grauen der Ueberraschten. Ehe diese sich noch von der ersten Bestürzung erholen konnten, hatte der Lehrer das Fenster geöffnet und dem geängsteten Thiere die Freiheit gegeben.

Die Lampe wurde wieder angezündet, die Beschämten erhoben sich und betrachteten den Jäger halb erzürnt, halb furchtsam. „Ich müßt Alle kein gutes Gewissen haben,“ sagte der, „daß Ihr vor dem kleinen Vogel so erschreckt.“ —

„Was, klein!“ rief Johannes, der Keckste von Allen, „er war doch mindestens so groß wie eine Gans!“ „Viel größer, viel größer!“ schrieen die Andern — und der alte Lukas wandte sich an seinen gedankenvoll niederschauenden Freund und sprach: „Da haben Sie ein lebendiges Beispiel, wie sehr die blinde Angst vergrößert. Auf solche Weise ist gar manche unvernünftige Ansicht über die Thiere entstanden und entsteht noch.“ Dann wandte er sich zu den Burschen und setzte ihnen auseinander, wie er zu dem Vogel gekommen und welch ein nützliches, schonungswerthes Thier derselbe sei, erklärte ihnen den Vorfall mit Martin hinreichend und prägte ihnen ein, sie möchten sich den gehabten Schrecken zur Warnung dienen lassen. Aber auf die Wenigsten schien des alten Kriegsmannes lehrreiche Rede einen Eindruck gemacht zu haben. Verlegen, ja mürrisch sahen sie sich einander an — sie wußten nicht, was sie glauben, was nicht glauben sollten, und da Mitternacht nahe war,

ergriffen sie plötzlich einmüthig die Mützen und gingen nach Hause. Nur sangen sie dies Mal nicht auf dem Heimweg wie gewöhnlich.

Der Jäger war sehr verdrießlich über seinen mißlungenen Bekehrungsversuch.

„Alter Freund," sagte der Schullehrer lächelnd, indem er ihn unterm Arm faßte, „wer die Menschen erleuchten und bessern will, der muß nicht damit anfangen, sie zu beschämen, sondern er muß im Gegentheil ihre Selbstachtung erwecken, sonst flößt er ihnen nimmermehr Achtung vor Anderem ein!"

XI.

Die Frühlingsboten.

Die erste Schwalbe — der Frühling ist da! so rufen fröhliche Kinder und stürmen hinein zum Großvater und ruhen nicht, bis er den warmen Lehnstuhl verläßt und heraustritt unter die Thüre in die sonnige, frische Märzluft, um die langentbehrte Mitbewohnerin des Hauses zu begrüßen. Und dann fragen die Kleinen, ob die Schwalbe wohl wieder ihr Nest finden werde, worin sie die hübschen Jungen mit den weißglänzenden Kehlen und sammetnen Köpfchen so emsig fütterte — und der Großvater richtet unwillkürlich den Blick empor nach dem niederen Dach, an dessen Vorsprung das Nest geklebt — aber der Maurer, oder wer weiß wer? hat es inzwischen herabgestoßen. Da schüttelte der Alte bedenklich den grauen Kopf und trippelt wieder zurück in den Sorgenstuhl und murrt über die verderbte Welt und die bösen Menschen mit ihrer Aufklärung. Er ist nicht zu schelten, wenn es ihm wehe thut, daß das mit seinem Hause verwachsene Nest des Vogels, das er seit seinen Kinderjahren gekannt und geehrt, verschwunden ist. Die Schwalbe wird, wie der Storch, für einen Schutzgeist des

Hauses gehalten. Der Landmann liebt sie wie einen Glück bringenden Insassen und gönnt ihr gern die Stelle unter der Firste oder längs des Durchzuges der Ställe. Und dieses Gefühl für das hübsche Thierchen ist schön und gut, wenn es nicht aus Scheu vor unsichtbaren, unbekannten Gewalten, welche mit dem Wohl und Wehe der Schwalbe verknüpft sein möchten, entspringt. Die Schwalbe ist noch lange kein so mächtiger Schutzgeist eines Hauses, wie Ordnung und Reinlichkeit der Bewohner, und diese Beiden verlangen in gar vielen Fällen, daß dem Vogel gewehrt werde, sein Nest an Stellen anzukleben, wo es verunstaltet, oder gar Schaden bringt. Wer ein leeres — wohlgemerkt aber unter allen Umständen nur ein leeres! — Schwalbennest vom Gesimse seiner Hausthüre herabstößt, weil den Ein- und Ausgehenden nicht Schmutz auf die Scheitel fallen soll, wer es von dem Fensterbalken entfernt, weil er weiß, daß darin gar häufig höchst lästiges Ungeziefer nistet und von da in die Stuben gelangt — der begeht noch lange keine Sünde, sondern im Gegentheil, er handelt vernünftig, und es wird ihn keineswegs von irgendwoher dafür eine Strafe treffen. Auch in der Nähe seiner Bienenhäuser sollte der Landwirth schon von Rechtswegen keine Schwalbenansiedlungen dulden. Denn die windschnellen Luftdurchsegler sind gar geschickte Bienenfänger und wissen die kleinen Honigträger ohne Furcht vor ihrem Stachel zu erjagen, wie und wo es sei. Allein noch weit mehr andere Insecten als Bienen werden ihre Beute. Die Schwalbe nährt sich blos von Insecten, und es gewährt ihr besondere Lust, diejenigen im Fluge zu fangen, welche sonst kein anderer Vogel zu haschen vermag, und da sie

außerdem gar nicht so leicht gesättigt wird, so vertilgt sie allerdings eine ungeheure Menge der kleinen Thiere, deren unmerkbarer Zerstörungstrieb dem Menschen gerade den empfindlichsten Schaden bereitet. Und aus diesem vernünftigen Grunde haltet sie immerhin heilig, die nützliche Schwalbe, und lacht über die Unvernunft der nordamerikanischen Landleute, welche da glauben, das Tödten einer Schwalbe verursache den Kühen blutige Milch. Wenn es das aber auch nicht thut, so ist es doch ein höchst unnützes, wenig kluges und selbst grausames Vergnügen, das Schwalbenschießen. Blos um seine Geschicklichkeit zu zeigen, mordet, ja mordet der Schütze liebliche, harmlose Vögel — denn ein jedes Tödten eines Thieres ohne nothwendigen Zweck ist ein Mord. Den Zweck der Uebung in der Schießfertigkeit kann man aber auf gar vielen anderen Wegen noch eben so gut erreichen. Wer Freude finden kann am Schwalbenschießen, der hat noch niemals Abends vor der Hausthüre gesessen und den blitzgeschwinden Spielen dieser reizenden Thierchen zugesehen. Wie sie da jagen, pfeilschnell geradeaus, dann plötzlich sich herumwerfen, herab, hinauf, zur Seite schießen, dann in weiten Bogen sich senken und mit den scharfen Flügelspitzen die Wasserfläche des Teiches in Ringe treiben, oder mit lautem Gezwitscher bis hinauf fliegen an das Kreuz des Kirchthurms, auf dessen Spangen sitzend sie der Sonne den Abschiedsgruß zuwispern! Es muß die friedliche Ruhe, die ewige Heiterkeit der Natur in die Menschenseele einziehen, wenn sie denkend die Freude und Schönheit der kleinsten ihrer Wesen beachtet. Und dann sind die Schwalben auch untrügliche Wetterpropheten. Zwar verkündigen sie keineswegs

sicher den Frühling, sondern sie irren sich so gut wie die Menschen hinsichtlich der Witterung, und kommen oft früher an als das warme Wetter, so daß sie sogar manchmal zu nochmaliger Umkehr gezwungen sind — Jedermann kennt auch das Sprichwort: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“ — Dagegen kann man mit ziemlicher Sicherheit auf schönes Wetter während der noch übrigen Tageszeit rechnen, wenn die Schwalben sich recht hoch in der Luft herumtummeln, während schlechte Witterung eintritt, sobald sie recht dicht und anhaltend am Boden hinfliegen. Mancher hat sich schon den Kopf darüber zerbrochen, wie diese Erscheinung wohl zu erklären sein möge. Ganz einfach. Nämlich: Die Insecten, welche die Nahrung der Schwalben ausmachen, sind keine so kräftigen Flieger, wie die Vögel. Nur bei dünner, leichter und windiger Luft, also bei trockenem und schönem Wetter, gelangen sie in die Höhe, je schwerer, schwüler und drückender dagegen die Luft ist, um so weniger hoch vermögen sie sich aufzuschwingen, und so sind die Schwalben gezwungen, dicht am Boden ihre Jagd zu halten. Denn nur im Fluge erhaschen sie ihre Nahrung, und Niemand wird noch eine Schwalbe wie einen Sperling auf dem Boden sitzend und Würmer aufpickend gesehen haben.

Es gibt bei uns zwei verschiedene Schwalbenarten, die Rauchschwalbe oder Feuerschwalbe mit der braunrothen Kehle und dem großen gabelförmigen sogenannten Schwalbenschwanz, und die kleinere Hausschwalbe mit glänzend weißer Kehle. Allein wir kennen auch noch die Mauerschwalbe, die zwar zu einer ganz anderen Vogelfamilie gehört, mit jenen aber in Gestalt und Lebensweise viele Aehn-

lichkeit hat. Sie nistet nur auf hohen Thürmen und Felsen und ist der schnellste aller Vögel. Ihre großen Flügel und ihre eigenthümlich gebauten Zehen erlauben ihr weder ein Ausruhen auf einem Aste, noch auf dem Boden, von dem sie nicht wieder aufzufliegen vermag, wenn sie darauf niederfällt. Da glauben denn noch gar manche Leute, denen eine solche arme Mauerschwalbe, vielleicht eine junge, noch nicht flügelkräftige, vorkommt, an Gott weiß was für Zauberei und Hexenwerk und sagen, das sei ein Schwalbenkönig, den die andern ausgestoßen, und wer den lebendig im Hause vergrabe, der habe Glück sein Leben lang. Und dann vergraben sie wirklich oft genug das unschuldige Thier lebendig! Das ist doch schrecklich! Und droben um den Kranz des Thurmes flattern derweilen die Alten, die Genossen mit lautem Freudengeschrei — sie sind glücklich, denn sie schaffen sich nicht selbst Leiden, wie der Mensch.

Die Schwalben sind sämmtlich Zugvögel, welche die kalte Jahreszeit in warmen, südlichen Ländern überstehen, alljährlich aber mit dem Wiedererwachen des Frühlings in die alte Heimat zurück kehren, die sie gar wohl kennen und im Gedächtniß behalten. Nicht alle Leute glauben übrigens an die weite Wanderung dieser Vögel jenseits des Meeres ins heiße Afrika. Nein, noch Viele hängen dem alten Aberglauben an, daß die Schwalben im Winter sich in Teiche, Moräste und unterirdische Höhlen verbergen, dort, zusammengedrängt in Klumpen, in Winterschlaf verfielen und im Frühling wieder an das Tageslicht hervorkröchen. Wer eine Schwalbe einmal aufmerksam beobachtet hat, dem muß schon von vorn herein die Unmöglichkeit ein-

leuchten, daß der zarte Vogel sich in die Erde graben, daß er gar fünf Monate unter Wasser zubringen und dem Froste nicht erliegen solle! Außerdem wäre aber auch dieser Fall der einzige bei dem ganzen Vogelgeschlecht, was doch nicht denkbar ist, — kurz die Sache ist durchaus unwahr und entweder aus der Luft gegriffen, oder daraus entstanden, daß man wohl einmal im Winter erstarrte Uferschwalben aus ihren Erdlöchern gezogen hat. Die Bewohner südlicher Länder sehen alljährlich unsere Schwalben vom Norden, also von uns aus, zu sich kommen und weiter nach Süden ziehen, wenn auch bei ihnen der Winter hereinbricht.

Wer hat sie noch nicht sich versammeln sehen, wenn der Sommer Abschied nimmt? Dann fliegen sie in Schaaren von Tausenden zusammen, die Alten zwitschern's den Jungen zu: Es geht fort auf die Reise! auf den hohen Dächern halten sie Rathsversammlung und ihre feinen Stimmen schallen vernehmlich ins Gemüth des Landmanns, der diesen Gesang bekanntlich also deutet: „Als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer; als ich wieder kam, war Alles leer!“ Und auf einmal erhebt sich der ganze Schwarm und ohne die gewöhnlichen Gaukelflüge wendet er sich in gerader Richtung gen Mittag. Der Greis aber schaut ihnen nach und fragt zweifelnd und hoffend: „Ob ich sie wohl wieder sehe?“ —

Ein Frühlingsbote ist auch der Storch, dessen Wiederkunft aus dem Süden, wo er den Winter verbringt, alljährlich von Alt und Jung mit Spannung und Freude er-

wartet wird, ebenso wie die der Schwalben, weil man mit beiden Vögeln auch den Anfang des Sommers gekommen wähnt. Allein Storch und Schwalbe täuschen sich so oft, wie der Mensch, der beim ersten milden Lüftchen die Winterhülle abwirft und schon Blumen zu finden glaubt, wo noch Eiskrystalle an den dürren Zweigen hangen. Der Storch kommt gewöhnlich etwas später als die Schwalben, und zwar ohngefähr in der Mitte des März; aber gar häufig muß der arme Schelm noch Hunger und Kummer leiden, weil er die eintretenden Spätfröste nicht voraus ahnte, welche die Wiesen, wo er seine Nahrung sucht, mit einer undurchdringlichen Kruste verschließen und ihn in seinem hohen Nest nicht blos zum Vergnügen klappern machen. Jedes Kind kennt diesen merkwürdigen Vogel, dessen würdevolle Haltung und abgemessener Gang recht ergötzlich sind und den man auf dem Lande gar häufig den „Herrn" nennt, weil die Zeichnung seines Gefieders ihn mit einem schwarzen Fracke begabt. Der Storch ist fast zum Hausvogel bei uns geworden; er wird überall heilig gehalten und mit abergläubischer Scheu betrachtet. Wer einen Storch tödtet, sein Nest beschädigt, oder seine Eier raubt, über den bricht die öffentliche Meinung weit strenger und unbarmherziger den Stab, als wenn er vielleicht durch kluge Künste, denen das Gesetz Nichts anhaben kann, Hunderte seiner Mitmenschen um Hab und Gut gebracht hätte. Der Landmann hält den Storch für den Schutzgeist seines Hauses und Dorfes; so lange dieser Vogel auf der First des Daches nistet, ist das Haus geschützt gegen Feuersgefahr und Seuchen, die Familie vor Verarmung und Noth. Wo er auf dem Dache klappert,

da soll insbesondere der Kindersegen groß sein, und Jedermann kennt die allerliebsten Märchen, welche den Storch mit der Ankunft neuer Weltbürger in Verbindung bringen. Auch außerdem weiß die geschäftige Einbildungskraft sein Leben und Treiben mit allerlei Sagen auszuschmücken, welche diesen Vogel als ein besonders begünstigtes Wesen der Schöpfung erscheinen lassen. Daher freut sich das ganze Haus, wenn Einer sich auf's Dach niederläßt und daselbst seine Wohnung aufschlägt; so viel Werth wird auf diese Ansiedelung gelegt, daß man sie dem Vogel zu erleichtern sucht, indem man ein altes Wagenrad auf der First anbringt, worauf er sein Reisigneft bequemer erbauen kann. In Mitteldeutschland schätzt man den Gast um so höher, als man die irrige Meinung hat, es könne und dürfe nicht mehr als ein Storchpaar in einem Dorfe wohnen und es sei wenigstens unmöglich, daß dasselbe Gehöfte mehr als ein Nest besäße. Dieser Glaube kommt aber blos davon her, daß bei uns der Storch ein verhältnißmäßig seltener Vogel ist; da, wo er am Meeresufer in weitgedehnten Flußniederungen und Sümpfen überflüssige Nahrung findet, wie in den Nord- und Ostseeländern, hauptsächlich in Holland, Schleswig und Jütland, nistet er in so ungeheuren Schaaren, daß es viele Dörfer giebt, deren Dächer sämmtlich mit 3 und 4 Storchnestern bedeckt sind. Das müßten demnach glückliche Leute sein, die dort daheim sind, wenn wirklich der Storch die Gabe besäße, auf die Wohlfahrt der unter seinen Fittigen Wohnenden einzuwirken. Aber bis auf den Kindersegen trifft es selten zu und in der jütländischen Hütte, deren Strohdach drei Storchnester krönen, ist oft weit mehr Elend,

Armuth und Unfrieden zu finden, wie in dem deutschen Bauernhause, das von keinem Storch bewohnt wird. Woher der über diesen Vogel verbreitete Wahn und sein Heilighalten stammen möge, ist schwierig zu erklären. Der Storch ist ein nützlicher Vogel, denn seine Nahrung besteht aus Fröschen, Schlangen, Blindschleichen, Heuschrecken, Schnekken, Würmern und Mäusen; aber der Langbein nimmt es nicht so genau, stiehlt Fische aus Teichen und Bächen, schnappt dem Landmann die Bienen weg, frißt mit besonderer Gier junge Nestvögel und es kommt ihm nicht darauf an, auch die Mutter derselben zu verschlingen, wenn er sie erwischen kann; überhaupt ist er ein unbarmherziger, grausamer Räuber und keineswegs so gutmüthig, wie dies ein heiliger Vogel doch sein sollte. Daher ist bei Störchen, welche zahm auf dem Hofe gehalten werden, Vorsicht nothwendig, einmal, weil sie der Hühnerbrut verderblich sind, und dann, weil sie Beleidigungen selten vergessen und deßhalb Kindern sehr gefährlich werden können. Ihr langer Schnabel ist eine Waffe, von welcher sie gegen Gesicht und Leib selbst Erwachsener den empfindlichsten Gebrauch zu machen wissen. Wenn nun der Storch seiner guten Eigenschaften wegen keineswegs den Ruf der Heiligkeit verdient, so ist dieß noch weit weniger der Fall in Hinsicht auf die Vortheile, die dem Hause, dessen Dach er bewohnt, erwachsen. Feuersgefahr vermag er von demselben nicht abzuwenden und es wäre darum thöricht, wenn man im Vertrauen auf seinen Schutz mit Feuer und Licht unvorsichtig umgehen wollte. Im Gegentheil, es sind Beispiele vorhanden, daß Störche bei Feuersbrünsten auf ihren Nestern verbrannt

sind, weil sie ihre Jungen nicht verlassen wollten. Auch ist es schon vorgekommen, daß gerade durch ein Storchnest, welches auf einem Schornsteine saß, eine sonst ungefährliche Feuersbrunst größere Verbreitung erreichte und ungeheueren Schaden anrichtete. Wer auf äußere Zierlichkeit seines Hauses, auf Reinlichkeit seines Daches und andere Kleinigkeiten dieser Art etwas hält, der dürfte allerdings keinem Storche die Ansiedelung auf demselben erlauben.

Wenn nun aber auch bei uns zu Land kein besonderer Grund zur Heilighaltung oder Verehrung des Storches vorhanden, der Glaube daran vielmehr wahrscheinlich aus südlichen Ländern zu uns gekommen ist, wo Schlangen und andere gefährliche oder lästige Lurchen in übermäßiger Zahl vorkommen und dieser Vogel durch ihre Vertilgung zum Wohlthäter des Menschen wird — so verdient er dennoch überall Schonung, wenn auch nicht in dem Maaße, wie sie ihm jetzt zu Theil wird. Denn er ist nicht allein, wie vielfältig erwähnt, nützlich, sondern die Beobachtung seiner Häuslichkeit und Feldzüge, seiner regelmäßigen Wiederkunft aus fernen Landen zu dem altbekannten Neste, bietet eine Quelle mancher Freude und gewährt öfters gar angenehme Unterhaltung. Alles das hindert aber keineswegs, den Vogel blos als das zu betrachten, was er ist, nämlich als ein Thier, welches keineswegs mit außergewöhnlichen oder gar übernatürlichen Vorzügen begabt ist.

XII.

Schonet die Sänger!

Von einem wilden König wird erzählt, der in grauer Vorzeit mit eiserner Faust ein großes Volk beherrschte und dessen Grausamkeit so berüchtigt war, daß scheu selbst der vor ihm floh, dem er eine Liebe erweisen wollte. Aus fernem Lande kam einst ein blondgelockter Jüngling an dieses Königs Hof, ein Sänger, der die Harfe gar künstlich zu schlagen und dazu die schönsten Lieder zu singen wußte. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben empfand der finstere Wütherich auf dem Throne bei Harfenklang und Liedersang ein menschliches Gefühl; er gewann den Jüngling lieb, wie eben ein blutdürstiger Gewalthaber einen Menschen lieb gewinnen kann, und befahl ihm, an seinem Hof zu bleiben und täglich vor ihm zu spielen und zu singen. Vielleicht auch floh, wie einst bei Davids Saitenspiel dem König Saul, der böse Geist auf so lange aus seiner Brust, als die weichen Töne ihn in Vergessenheit und neue Träume wiegten. Aber der Sängerknabe hatte Eltern und Geschwister; sein Herz hing mit tausend Banden an der lieben Heimat und er weigerte sich, dem Befehl eines Gebieters zu gehor-

chen, der nicht der seinige war. Und als der König in furchtbarem Zorn ihm bei seinem Leben geboten hatte, zu bleiben und nach wie vor ihm lustige Lieder zu singen, da suchte der Jüngling sich durch Flucht zu retten; an schwankem Seil ließ er sich, die Harfe umgebunden, vom hohen Thurm des Königschlosses herab. Aber die Harfe stieß an die Mauer und ihr durch die stille Nacht weithin schallender Klang rief die Wache stehenden Söldlinge herbei, die den Flüchtling einholten und vor den König brachten. Der aber ließ den Jüngling binden und ihm die Augen ausstechen; und so, hülflos und gefesselt, mußte der Aermste Tag für Tag in der Halle sitzen, die Harfe schlagen und fröhliche Lieder singen, während ihm die heißen Thränen aus den leeren Augenhöhlen troffen. Der König aber lachte dann in grimmer Wuth und rief: „Ein blinder Vogel singt am besten!“ Aber er sang nicht lange, der arme, blinde Vogel; sie fanden ihn gar bald in seinem Käfig todt, gestorben an Heimweh und Verzweiflung. Die Geschichte ist noch nicht aus. — Wenige Jahre waren vergangen, da überfielen des Königs Feinde sein Schloß und nahmen ihn ohne Gegenwehr gefangen, denn nun zeigte sich's, daß er keinen einzigen Freund besaß. Und, o der gerechten Vergeltung, sie blendeten ihm die Augen und schlossen ihn mit einer schweren Kette an den Pfeiler des Saales, damit sie während der Tisch- und Zechgelage ihre Freude an seinen Qualen hätten. Wenn er sich dann wand wie ein Wurm unter den spitzen Speereisen und den glühenden Zangen, die sie ihm in das Fleisch drückten, so antwortete seinem

Gewinsel das Hohnwort: „Ein blinder Vogel pfeift am besten!“

Vielleicht ist diese Geschichte blos ersonnen; wohl dem, der zur Ehre der Menschheit sie nicht glauben will. Jedenfalls aber wird Niemand sie lesen oder hören, der nicht sagt, daß solche Thaten nur in den finstersten Zeiten der Geschichte möglich gewesen, heutzutage aber auf dem ganzen Erdboden unmöglich seien. Ich aber habe eine Zeitlang in der belgischen Stadt Verviers gelebt und Folgendes gesehen. An jedem Wochenmarkte war der schöne Platz der Franziskaner (des Recollets) über und über bedeckt mit kleinen Holzkäfigen, in welchen je ein Singvogel eingesperrt war. Diese Gefängnisse waren so klein, daß das Thierchen sich kaum umdrehen konnte. Der Handel schien blos in den Händen von Knaben und halb erwachsenen Burschen zu sein; wenigstens trieb sich auf dem Platz umher, was nur die Stadt an blaubeblusten Straßenjungen (gamins) besaß, und das war nicht wenig, denn Verviers ist eine Fabrikstadt. Anfangs erstaunte ich nur über diese außerordentliche Vogelliebhaberei, bald aber machte dies Gefühl dem des Abscheus und des Entsetzens Raum. Denn da und dort, umdrängt von einem dichten Kreise Neugieriger, darunter die Mehrzahl Schulknaben vom zartesten Alter, was jedoch keineswegs hinderte, daß Jeder den kurzen braunen Pfeifenstummel zwischen den Zähnen hielt — saßen auf umgestürzten Marktkörben Burschen, in sonderbarer Verrichtung begriffen. Da ich von Ferne zuschauend aus ihrem Thun und Treiben nicht klug zu werden vermochte, trat ich näher hinzu und sah — was nie gesehen zu haben der Mensch für

ein großes Glück erachten muß! — jene Burschen waren sogenannte Creveurs, Blender, und ihre Kunst bestand darin, den Singvögeln mit einer eigenen Nadel die Augen auszubohren und dann ein gewisses Pulver in die Wunde zu streuen, welches die Entzündung mildern soll. Das geschieht, weil allgemeiner Sage nach die Vögel besser schlagen und singen, wenn sie das Tageslicht nicht mehr schauen; das Verhängen ihres traurigen Gefängnisses aber mit Tüchern und dergleichen wäre viel zu umständlich und zu kostspielig. Ihr seht, daß alte Geschichten sich wiederholen können. Also singe nur, armer kleiner Vogel, singe nur, damit dein Herr und Gebieter sich an deiner Stimme ergötzen kann; vielleicht sind deine tiefen flötenden Klänge der Aufschrei gräßlicher Verzweiflung aus ewiger, dunkler Nacht; aber was schadet's, dein Herr und Gebieter freut sich darüber, er freut sich darüber, daß du den Wechsel von Tag und Nacht, von Frühling und Winter nicht mehr zu unterscheiden weißt und immerfort singst und singst, bis die kleine Kehle dir endlich zerspringt, wenn du nicht früher das Köpfchen an den Drahtstäben deines Kerkers eingestoßen hast!

Es hält schwer, nicht bitter zu werden, wenn man darüber nachdenkt, daß dergleichen schauderhafte Grausamkeiten noch jetzt in einem Lande vorkommen können und dürfen, das sich zu den gebildetsten der Welt zählt. Ach leider ist es Belgien nicht allein, in welchem solche Thaten eine Schmach des Menschenthums bilden!

Die Liebhaberei von Singvögeln und deren Haltung ist zu entschuldigen; aber zu verdammen ist sie, wenn sie in unnütze, verwerfliche Quälerei ausartet. Es ist schon schlimm

genug, daß, um der Laune Einzelner zu fröhnen, die Natur entvölkert und ihres schönsten Schmuckes frevelnd beraubt wird. Denkt Euch nur Wälder und Felder ohne der fröhlichen Vögel Gesang, denkt Euch die Luft nicht mehr von ihren lustigen Schaaren durchgaukelt, nicht mehr der Amsel Ruf aus dem geheim versteckten Laubgezelt, nicht mehr der Lerche schmetterndes Lied über den grünwallenden Saaten, nicht mehr der Nachtigall vollen, berauschenden Schlag aus dem Dickicht des Busches — wie leer, wie todt wäre die Schöpfung, welch' ein wichtiges, liebliches Verbindungsglied fehlte zu dem vollkommenen Einklang der Natur! In Südamerika giebt es 100 Meilen lange Wälder, in deren Mitte kein Vogel lebt. Reisende, welche sie durchwandert haben, können nicht genug den seltsamen, wahrhaft schaurigen Eindruck schildern, den die tiefe, ununterbrochene Stille, das regungslose Schweigen und die Abwesenheit eines jeden sichtbaren thierischen Lebens dort auf sie gemacht habe, und der sich bei Einigen bis zum Wahnsinn steigerte, bis endlich, wenn sie sich dem Rande des Urwaldes näherten, das häßliche Gekrächze der Papageien ihnen wie liebliche Musik erklang.

In der Stube freuen sich nur wenige Menschen am Gesang eines Vogels, draußen aber Viele, Alle. Ihr nehmt dem Thierchen seine Freiheit, denkt dabei weder an dasselbe, noch an Andere, nur an Euch selbst. Gesetzt, ein Stärkerer verführe so mit Euch; ein grausamer König nähme Euch gefangen, damit Ihr ihm die Zeit vertreiben möchtet; würdet Ihr über dies Verfahren nicht in die gerechteste Entrüstung gerathen, würdet Ihr nicht schreien über Unmensch-

lichkeit? Der Vogel klagt darüber mit Worten nicht, aber sein Lied jammert Tag für Tag um die verlorene Freiheit mit allen ihren Gütern. Doch Ihr versteht nicht, was er singt, und wehe Euch, wenn Ihr's verstündet und ihn dennoch im Käfig ließet! Habt Ihr noch nie gesehen, wie das arme Thierchen im Bauer vor dem Fenster mit den Flügeln schlägt und ruhelos auf den Stäben auf und nieder hüpft, wenn im Herbst, draußen auf den Aesten, die freien Gesellen ihr Wanderlied ertönen lassen? Die allmächtige Natur hat ihm den Trieb nach der Ferne in die kleine Brust gelegt, Ihr aber zwingt und schändet die Natur. Das Glück der Freiheit und der Wanderlust, der Gebrauch der Glieder, die ihm Gott als Vorzug vor allen übrigen Thieren verlieh, der Fittige, habt Ihr dem Vogel geraubt; den Trieb zur Geselligkeit, zur Liebe, zur Fortpflanzung unterdrückt Ihr gewaltsam bei dem Thiere, dessen Sinnlichkeit noch weit gewaltiger entwickelt ist, wie die des Menschen. Begnügt Euch damit, laßt dem Thierchen, das Euch Freude macht, doch wenigstens das Augenlicht und denkt an jenen König der Sage!

Wenn ich Gesetzgeber wäre, so würde ich das Blenden eines Vogels und die muthwillige Beschädigung eines jungen Baumes unter die schwersten Verbrechen rechnen und mit den furchtbarsten Strafen belegen. Keinem Gewerbe würde ich größere Hindernisse in den Weg legen, wie dem des Vogelstellers, und tausend Mal höher wie das Salz und andere nothwendige Dinge würde ich das Halten von Singvögeln besteuern. Denn noch ein Mal, abgesehen von der Verwerflichkeit des Einsperrens der Vögel an und für sich,

geschieht dasselbe stets nur zu Gunsten Weniger, auf Kosten Vieler. Es ist gerade so, wie wenn irgend Jemand in einem öffentlichen, schönen Blumengarten sämmtliche Blumen abschneiden und in Gefäßen in sein Zimmer stellen wollte. Was der beschränktere Raum dann allerdings gewänne, verlöre draußen der weite Garten, welcher aufgehört hätte, ein Blumengarten zu sein; was nunmehr einem Einzelnen zu Gute käme, das müßten Tausende einbüßen und die Natur hätte aller ihrer Schätze Pracht aus ihrem reichen Füllhorn blos ausgegossen, um einer vorübergehenden Laune, um einem weit kürzeren Genusse zu fröhnen, als der gewesen wäre, den sie unentweiht und ungeplündert geboten hätte.

Von dem großen Schaden, den der Mensch durch Ausrottung der Singvögel im Allgemeinen seinem Geschlechte zufügt, gar nicht einmal zu reden. Denn fast alle die fröhlichen Sänger sind auch zugleich die unermüdlichsten Insektenjäger und reinigen die Anpflanzungen von einer ungeheuren Menge verderblicher kleiner Thiere. Von den zierlichen Meisen an, die, wenn sie auch eigentlich nicht zu den Sängern gehören, doch ein gar angenehmes Zirpen ertönen lassen, und deren feine Stimme die Natur noch belebt, wenn sonst alles ringsumher in Todesschlaf versunken ist, bis zu der Waldeinsiedlerin, der Amsel, und ihren Schwestern, den Drosseln, widmet sich die ganze Sängerreihe großentheils nur der Vertilgung von Larven, Käfern, Schnekken und Würmern, und verdient daher schon um dieses selbstsüchtigen Grundes willen Schonung. Die Nachtigall, aller Sänger Krone, das muntere Rothschwänzchen, die

liederreiche Grasmücke, das lebhafte Rothkehlchen, der Steinschmätzer oder das Krautvögelchen, der Zeisig, die gesellige Bachstelze, der Buchfink und der Distelfink, die Amsel und die Singdrossel — Alle werden durch ihre Nahrung zu Wohlthätern des Landmanns, des Försters oder des Gärtners. So trägt das Krautvöglein oder der rothe Steinschmätzer täglich viele hundert Raupen des Kohlweißlings in sein Nest, ungerechnet der Käfer und Zweiflügler, die es vertilgt.

Selbst der Sperling, welcher freilich ebenfalls kein Sänger ist, über dessen Gezwitscher man sich aber dennoch freut, wenn man gar keinen andern Vogel hört, wird vielfach ungerecht verlästert und verfolgt. Es ist wahr, diese unverschämten Gesellen plündern, wo und was sie können; sie fallen dem Landmann in die Weizenfelder und laben sich an den halbreifen, milchigen Körnern; sie ziehen dem Gärtner die keimenden Erbsen aus dem Boden, zerhacken sein bestes Obst, fressen dem Winzer die süßesten Weinbeeren aus, fallen in offengebliebene Fruchtspeicher ein, stehlen da mehr, als man glauben sollte, und holen selbst dem Bauer die Käse vom Fenster weg. Dabei ist der Herr Spatz ein schlauer, gewiegter Vogel, welcher mit anscheinender Dummdreistigkeit die größte List und Umsicht verbindet. Gegen ihn hilft kein Mittel, er setzt sich der schreckhaftesten Vogelscheuche, wenn er sie ein Paar Tage lang beobachtet hat, kühn auf die Nase, läßt die Klapper schnarren, so lange sie will, und bleibt ruhig bei seiner Räuberei, geht der Flinte zwar aus dem Weg, kommt aber sogleich wieder, wenn er merkt, daß keine Gefahr mehr vorhanden ist. Kein Vogel

ist so gehaßt, keinem wird mehr nachgestellt, wie dem Sperling, aber trotzdem, daß in vielen Ländern die Haus- und Feldbesitzer sogar zur jährlichen Steuer einer gewissen Anzahl todter Sperlinge gezwungen sind und ihre Nester allenthalben gar leicht ausgenommen werden können, ist es nur in wenigen Gegenden gelungen, die Sperlinge bemerkbar auszurotten. Und das ist theilweise ein Glück. Denn ebensoviel Schaden sie stiften, ebensoviel nützen sie auch; nur zur Hälfte besteht ihre Nahrung aus Pflanzenstoffen, zur andern Hälfte aber aus Insekten, besonders Raupen, Käfern und Larven. Welches bedeutende Amt sie durch deren Vertilgung im großen Haushalte der Natur verwalten, geht aus vielen einzelnen Beispielen hervor. Auf einer beträchtlichen Höhe des Odenwaldes wurden die Sperlinge unverständiger Weise gänzlich ausgerottet, und da sie sich nicht von selbst wieder in dieser kälteren Lage ansiedelten, so war die Folge davon, daß Kraut und Gemüse, Bäume und Sträucher alljährlich so lange eine Beute der Raupen waren, bis man mit unsäglicher Mühe die vertriebenen Vögel wieder angezogen und eingewöhnt hatte. In einem großen Theile Schwedens fehlen die Sperlinge ganz, und man hat daselbst schon alles Mögliche versucht, sie einheimisch zu machen, weil die Insekten der Pflanzenwelt unablässig Verderben bringen. Allein es ist bis jetzt noch nicht gelungen, und blos diesem Grunde schreiben die dortigen Bauern und Gärtner es zu, daß fast gar kein Gemüse gebaut wird. Ein englischer Naturforscher beobachtete ein Sperlingspaar während der ganzen Zeit seiner Brut und fand, daß dasselbe durchschnittlich in der Minute drei kleine Raupen zur Füt-

terung seiner Jungen eintrug. Dies macht für den Tag von 10 Stunden 1800 Raupen, von welchen allerdings viele verloren gehen mögen. Nimmt man die Fütterungszeit zu zwanzig Tagen an, so kommt eine Zahl von 36000 Raupen heraus. Das Sperlingspaar heckt aber zweimal im Jahre und die erste Brut in dem gleichen Jahre ebenfalls. Angenommen, daß das Sperlingspaar blos während des Aufziehens der Jungen Raupen füttere, so vertilgt es mit seinen Erstgeborenen jährlich mindestens 144000 Raupen. Und wenn man diese Berechnung als übertrieben erachten will, so wäre immerhin die Hälfte davon noch ein allzudeutlicher Beweis für die unermeßliche Wichtigkeit dieses Vogels, wenn man zugleich bedenkt, wie viele Paare in der Nähe jeder menschlichen Wohnung und im Felde wohnen.

Tödtet ohne Grund und zwar ohne zureichenden Grund kein Thier, vor Allem aber schützt und pflegt die fröhlich singenden Kinder der Luft, schonet die Sänger!

XIII.

Die Rabensippschaft.

Weil der schwarze Rab' so klug,
Merkt des klügsten Jägers Trug,
Spricht der Jäger, den er neckt,
Daß in ihm ein Teufel steckt.
Könnte wohl auch ein Engel sein,
Wenn nur ein Engel so schwarz könnte sein.

Was in diesen Reimen der Dichter Rückert von des Raben Klugheit sagt, ist wahr; es ist jedem bekannt, welch ein schlaues Geschlecht das der Raben und Krähen ist, und selbst die Kinder wissen genug davon zu erzählen, denn schon in der Schule hören sie von des Raben List und seinen übrigen bösen Eigenschaften.

Der König des Rabengeschlechtes ist der Kolkrabe, der große, schwarze Zauberer, welcher sprechen lernt, glänzende Dinge und Kleinodien stiehlt und ohne Zweifel der gescheidteste aller Vögel ist. Er gewöhnt sich leicht an den Menschen und wird deswegen sehr häufig gehalten; gezähmt ist er als Vogel das, was der Hund; so anhänglich an seinen Herrn, dem Hause treu, aufmerksam auf Alles, was vorgeht, Freunde leicht von Feinden unterscheidend und durch tausend possierliche Streiche bei Jedermann beliebt. In der

Freiheit ist der Kolkrabe einer der Achtung gebietendsten Beherrscher des Luftreichs. Den Jäger läßt er niemals zu nahe kommen, er weiß genau, wie weit eine Flinte trägt, und vermag auf 100 Schritte diese von einem Spazierstocke zu unterscheiden; listig versteht er jede Gefahr zu vermeiden, ohne sie sehr zu fürchten. Denn er ist ein kühner und tapferer Gesell, wagt den Strauß mit dem größten Adler und schlägt nicht selten den starken Falken in die Flucht. Von dem Schaden, den er in Wald und Feld anstiftet, indem er die Jungen und die Brut jagdbarer Thiere tödtet, wissen die Jäger gar viel zu erzählen, übertreiben aber leider die Sache nur zu sehr, indem der Nutzen, welchen der Kolkrabe durch Vertilgung einer Menge von Mäusen, Kröten, Käfern, Larven und Würmern bringt, bei Weitem größer ist, als der erstere.

Kein Thier der Welt ist von jeher mit einem solchen Schein des Aberglaubens umgeben gewesen, als der Kolkrabe. Weil er Aas liebt und sich daher an den unheimlichen Orten gern aufhält, die man von ihm Rabensteine genannt hat, weil er so schlau ist, sein heiserer Ruf an einsamen Orten fast schreckhaft klingt, weil er sprechen kann, und zwar öfters unglaublich viel und gut sprechen lernt, weit besser als die Papageien, ist er von Alters her gefürchtet und gehaßt worden und das Volk war geneigt, eher alles Andere in ihm zu erblicken, als einen wirklichen Vogel. Die Sage hat ihn zum Kind und zum Geschäftsträger der Hölle gemacht, er ist der beständige Genosse des Teufels, wenn dieser die Erde durchstreift und sucht, wen er verschlinge; in den alten Volksbüchern von Doctor Faust und in den Lehren der sogenannten geheimen Wissenschaften tritt der Rabe

allenthalben als eine wichtige Person auf. Schon bei den ältesten Völkern war er ein Vogel übler Vorbedeutung und ist es heutzutage noch; das Wort Unglücksrabe ist in der deutschen Sprache zur Bezeichnung eines Bringers schlechter Nachrichten geworden. Unheil oder Tod schwebten von jeher vor den Augen Aller, welchen ein Rabe unter besonderen Umständen erschien. Außerdem hat man ihn als einen grausamen, bösartigen Wütherich geschildert, der seine eigenen Kinder ermorde, und die Bedeutung der Begriffe „Rabenvater, Rabenmutter" sind Jedem geläufig.

Aber das Alles sind entweder Ausgeburten der menschlichen Unwissenheit oder des noch nicht entwickelten Verstandes der Völker im Kindesalter. Der Rabe ist kein Gesandter des bösen Feindes, denn sonst müßte er gar oft der Gesandte des Menschen selbst sein; daß sein Gefieder schwarz und sein Scharfsinn groß ist, wird wohl keinen Tadel verdienen. Seine Stimme ist nicht angenehm, aber stets noch besser wie die der geliebten und gehätschelten Papageien, und sein Sprachtalent, welches freilich in Deutschland fast immer in einer Weise ausgebildet wird, welche wenig Anziehendes hat und sich auf recht kräftige Schimpfworte beschränkt, sollte ihm eher als ein Verdienst, wie als eine Furcht erregende Eigenschaft angerechnet werden. Daß er keineswegs Unheil bringt, beweisen die vielen Fälle seiner Zähmung, in welcher er der tägliche Spielgenosse der Kinder und der Freund aller Hausbewohner ist, ohne daß dadurch der mindeste nachtheilige Einfluß auf deren Zukunft bemerkbar würde. Der Rabe verdient auch nicht den Vorwurf elterlicher Hartherzigkeit, im Gegentheil füttert und erzieht das

Rabenpaar seine Jungen so treulich, wie dieß nur irgend ein Vogel zu thun im Stande ist, und daher ist es nicht gut zu erklären, woher wohl jener schlimme Ruf stammen möge. Doch nicht immer sind die Raben blos Diener des Bösen gewesen; sie haben dem Elias in der Wüste Brod gebracht und den Mörder des heiligen Meinrad in der Schweiz verfolgt und der Gerechtigkeit überliefert. Ueberhaupt weiß man gar schauerliche Geschichten davon zu erzählen, wie sie durch unablässiges Flattern über Orten, wo Gemordete vergraben oder versteckt lagen, furchtbare Verbrechen ans Tageslicht brachten. Der Volkswahn, welcher nicht bedachte, daß der Rabe ein Aasvogel ist, sagte dann: Die Raben verlangen ihre Beute; wer dem Rabenstein verfallen ist, entgeht ihnen nicht!

Die schwarze Saatkrähe wird von dem Volke schlichthin gewöhnlich auch Rabe genannt und mit dem Namen zugleich Alles auf sie übertragen, was man ihrem Verwandten vorwirft. Ihre Benennung hat die Saatkrähe davon bekommen, daß sie allgemein für die Zerstörerin der Getreidesaaten gehalten wird; sie soll die Körner fressen, die Keime zerpicken und die jungen Pflanzen aus dem Boden ziehen. Die gleiche Schuld mißt man der grauen Nebelkrähe bei, allein das ist ein großer und beklagenswerther Irrthum, die Krähen leben nicht von Körnern und Pflanzen, sondern blos von Würmern, Larven, Engerlingen, Maikäfern u. s. w. und sie verdienen des Landmanns vollen Schutz anstatt der unnachsichtigen Verfolgung, der sie fast überall noch ausgesetzt sind. Leider begünstigen in vielen deutschen Staaten sogar die Gesetze, welche zur Saatzeit das

Krähenschießen erlauben und selbst anordnen, diese durchaus tadelnswerthen und schädlichen Nachstellungen. Freilich ist die Krähe fast so schlau wie ihr Vetter, der Kolkrabe, und läßt ebenfalls so leicht keinen Jäger herankommen; aber die List des Menschen ist doch am Ende noch größer wie diejenige des Thieres. So werden denn die Krähen hinter einem Düngerwagen her, vor dem sie kein Arg haben, beschlichen, oder in der Krähenhütte geschossen u. s. w. In England, wo der Ackerbau vielleicht auf der höchsten Stufe von allen Ländern der Welt steht, ist es anders. Dort weiß der Landwirth nicht allein die Krähen zu schätzen und ihren Nutzen anzuerkennen, sondern er sucht auch denselben sich im größtmöglichen Maßstab zu verschaffen. Dort setzt jeder Landlord und jeder Farmer (Gutsbesitzer und Pächter) eine Ehre darin, eine recht große Rookery (Krähenhorst) zu haben; daher sieht man in der Nähe der englischen Landwohnungen die stolzen Immergrüneichen und die weitästigen Ulmen mit einer Unzahl von Krähennestern bedeckt, umflattert von Schwärmen Tausender der schwarzen Vögel, deren ohrzerreißendes Geschrei Jeden daran nicht Gewöhnten schreckt und belästigt, nur nicht den ächten englischen Landwirth von altem Schrot und Korn. Und er weiß sehr wohl, daß ihm das Anhören dieser nicht besonders wohlklingenden Musik reichlich vergolten wird durch üppige Saaten und höheren Ertrag seiner Felder. Die Liebe der britischen Landleute zu den Krähen ist wahrhaft merkwürdig; die Letzteren wissen auch, welches Ansehen sie genießen, und siedeln sich in nächster Nähe der Behausungen an, ohne befürchten zu müssen, vertrieben zu werden. Es giebt sogar ein altes eng=

lisches Sprüchwort, welches, um die Hartherzigkeit und Unchristlichkeit eines Mannes zu bezeichnen, sagt: „Die Krähen fliehen sein Dach!“

In die Sippschaft der Raben gehört auch die Elster, der quecksilberne, unermüdliche, lebhafte Vogel, das Sinnbild der Schwatzhaftigkeit und des Diebsgelüstes; ein hübsches, munteres Thier, dessen Gemüthsart jedoch keineswegs Anspruch auf großes Lob machen kann. Die Elster ist eben so schlau wie der Kolkrabe und weiß den meisten Anschlägen auf ihr Leben oder ihre Freiheit mit großer Geschicklichkeit und List zu entgehen. Sobald sie etwas Verdächtiges entdeckt, so entflieht sie mit einem eigenthümlichen Schrei, der zugleich der ganzen übrigen Thierwelt als Warnungsruf gilt und den Jäger gar oft schon schwer geärgert hat. Eine Treibjagd soll abgehalten werden; es ist ein prächtiger klarer Wintertag; der im Sonnenlicht wie Millionen Diamanten funkelnde Schnee knirscht unter den Füßen, die dunklen Zweige der Bäume beugen sich unter der weißen Last und der Wald sieht so heimlich, einsam und düster aus, als müßte in jedem Augenblick der Mensch gewärtig sein, mit seinen alten, längst vertilgten Urbewohnern zu kämpfen. Die Schützen werden angestellt und harren auf das Zeichen, daß das Treiben begonnen hat. Da steht man denn, die gespannte Doppelflinte unterm Arm, bis über den Knöchel im Schnee, regungslos und horcht hinaus in die Ferne. Seltsame Ruhe weit und breit; kein lebendes Wesen zu sehen als vielleicht ein kleines Meischen, das mit feinem Zirpen auf den Aesten umherhüpft, oder ein Goldammer, der emsig nach Nahrung sucht, oder endlich in der Ferne

der Standnachbar, der jedoch ebenso bewegungslos steht, wie eine an den Baum gelehnte Bildsäule; aber horch — in weiter Entfernung tönt ein langgezogener Pfiff, ein Zeichen, daß die Treiber in das Holz gegangen sind und den Bogen abzutreiben beginnen. Jetzt spannt die Aufmerksamkeit sich doppelt, der Frost ist vergessen, die Glieder werden von selbst gelenke. Noch ein Paar Augenblicke tiefe Ruhe. Von fern her nur schallt, wie verworrenes Summen, der Lärm des Treibens. Plötzlich aber regt sich's in dem Unterholz und wohl bekannt geht es „Trapp, Trapp“ über den Schnee und die dürren Blätter. Das ist der schlaue Meister Reinecke, der Fuchs, der sich immer bei Zeiten davon macht, wenn ein verdächtiger Laut sein Gehör trifft und nicht erst wie das thörichte Rehwild Zeit verliert mit erstauntem Umherblicken. Dem Jäger klopft ein Bischen das Herz, denn einen Fuchs schießt er doch immer lieber als den feistesten Bock, wenn er's auch nicht Wort haben will; und der rothe Freibeuter kommt mit dem Wind gerade auf seinen Stand zu. Wohl weiß aber der Jäger, daß es nicht gerathen ist, die Flinte erst zu heben, wenn er das Thier und dieses ihn erblickt, weil dann der Fuchs sogleich einen Haken schlägt, d. h. einen gewaltigen Satz auf die Seite macht, wobei ihn dann auch der geübteste Schütze oft fehlt, d'rum macht er sich bei Zeiten fertig — Aber er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht; eine Elster auf der hohen Buche ihm gegenüber hat ihn lange beobachtet und jetzt, so wie er die Bewegung macht, fliegt sie auf und „Trättättätt“ schmettert ihre Warnungstrompete durch den Wald, so plötzlich und durchdringend, daß der Jäger selbst zusammenschrickt und in verbisse-

nem Zorn den schwatzhaften Spion verwünscht. Denn schon ist es mäuschenstill in den Stangen geworden, der Fuchs hat in dem Augenblick, wo die Elster laut geworden ist, die Richtung und die Eile seines Laufs geändert und nimmt in weiten Sätzen nach der entgegengesetzten Seite Reißaus. Der betrogene Schütze aber hat einen furchtbaren Grimm auf alle Elstern, ihre Großeltern, Kinder und Enkel bekommen und schwört, sie von der Erde zu vertilgen, wo sie sich nur antreffen ließen; aber sie lassen sich nicht antreffen. Und so muß er sich denn begnügen, seine Rache an irgend einem armen Hasen auszulassen, den er verächtlich mit dem Fuße den Treibern zuschiebt und den ganzen Tag in sehr übler Laune von dem Fuchs erzählt, der ihm so schön gekommen und durch den verwünschten Vogel so häßlich entkommen sei.

Nach alle dem wird es leicht begreiflich, daß auch die Elster der Sagen Menge über sich ergehen lassen muß. Daß sie dem Bauer die Käse vom Fenster hole, mag zwar schon vorgekommen sein, ist aber gewiß ein seltener Fall, und sie muß diese Beschuldigung mit dem Raben theilen, welcher die üble Nachrede weit mehr der bekannten Fabel, in der ihm der Fuchs den Käse abzuschmeicheln wußte, verdanken mag, wie seinem wirklichen Raubtalent. Die Elster wagt sich nicht nicht so leicht in die nächste Nähe der menschlichen Wohnungen und deshalb ist auch die aberwitzige Meinung, es müsse unter dem Dach, auf welches sie sich setze, Jemand sterben, vielleicht nur sprüchwörtlich zu verstehn, wie man denn im gewöhnlichen Leben ja auch zu einem Menschen, welcher plötzlich etwas thut, wogegen sich seine Natur lange

gesträubt hat, zu sagen pflegt: Du stirbst gewiß bald, weil du dieses thust. Zu den schädlichen Vögeln kann man die Elster nicht rechnen, obgleich sie Obst stiehlt, wo sie kann, und trefflich, vielleicht noch besser als der Mensch, weiß, was gut schmeckt; dagegen vertilgt sie viele Feinde des Landmanns und Gärtners, gewährt in ihrer Beweglichkeit einen hübschen Anblick, läßt sich leicht zähmen und lernt sprechen, legt aber niemals die ihr angeborne Zanksucht und zudringliche Unverschämtheit ab.

Der Ruf, in welchem die Rabensippschaft bei dem Volke steht, geht am deutlichsten hervor aus der Verbindung ihres Namens mit Allem, dessen Widerwärtigkeit, Schlechtigkeit und Abscheulichkeit recht kräftig und anschaulich bezeichnet werden soll. Von „Rabenaas" an bis zu „Rabenvater" besitzen wir eine ganze Sammlung solcher liebenswürdiger Wörter, und Sprüchwörter, wie: „Er stiehlt wie ein Rabe" (wie eine Elster); „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Raben"; „Keine Krähe hackt der Andern die Augen aus"; „Guten Morgen, Vetter, sagt der Rabe zum Kohlenbrenner, den er für den Teufel hält" — und dergleichen mehr, beweisen, daß die Volksanschauung schon von früh an Bilder in jenem Sinne von diesem Vogelgeschlechte entlehnte. Aber die Raben verdienen diese Kränkung keineswegs und mit weit mehr Fug und Recht wie gar manche Menschen könnten sie die oft gebrauchte Redensart auf sich anwenden: „Wir sind besser als unser Ruf!"

XIV.

Kukuk.

Wie reizend ist's im hohen Wald, wenn die ersten Knospen sich zu erschließen beginnen und die goldgrünen Blättchen furchtsam aus der warmen Hülle lugen; wenn das zarte Gras seine feinen Halme aus dem krausen Moose hebt, ein feuchtwarmer Wind durch die Wipfel rauscht, als wolle er auch das letzte Zweiglein aus dem Winterschlafe wecken! Ja, das ist die Zeit, in der auch des Menschen Herz sich erschließt, in welcher er draußen in Gottes freier Natur große Gedanken und gute Vorsätze faßt, wie in der Kirche! Und darum hinaus, hinaus in den grünen Wald, ihr Städter und Stubenhocker, hinaus, wo's schon lebendig ist auf allen Wegen, wo der Lerche wirbelndes Lied Euch bis zu den Bäumen begleitet und wo von ihren saftträufelnden Aesten herab Euch schon tausend Stimmen froh begrüßen. Und horch — plötzlich ein wohlbekannter Ruf: Kukuk! Ein Mal — zwei Mal — drei Mal! Der Kukuk ist da, Jung und Alt ruft sich's zu. Der Eine zieht rasch das Beutelchen aus der Tasche und zählt die Baarschaft: denn gar wohl ist's bekannt, daß, wer beim Vernehmen des ersten

Kukukruf's sein Geld zählt, dessen nie entbehrt bis zum nächsten Jahr. Ein rothwangiges Mädchen dagegen ruft dem verborgenen Vogel zu: Kukuk, wie lang' leb' ich? und zählt die Antwort — eins — zwei — drei — vier — o wehe, blos noch vier Jahre! Das arme Kind, so blutjung noch und soll schon in vier Jahren sterben! Sie wird nachdenklich, denn der Kukuk ist, wie Jedermann weiß, ein untrüglicher Prophet. Er ist nämlich keineswegs ein gewöhnlicher Vogel, sondern er steht mit finsteren Mächten in naher Verbindung. Das ist doch allbekannt, daß man den bösen Feind, den Teufel, auch den Kukuk nennt, weil er es gar sehr liebt, in dessen Gestalt einherzufliegen? Und wenn der Böse nicht selber, so ist doch sicherlich der räthselhafte Vogel einer seiner ersten Diener und Abgesandten. Betrachtet ihn nur einmal genau! Er sieht gerade aus wie ein Räuber, und daß eine gewisse Falschheit und Grausamkeit aus seinen Augen leuchtet, das wird Niemand leugnen wollen. Daher tödtet er auch, was seiner Kraft nicht gewachsen ist, an Thieren aller Art. Selbst den Menschen verfolgt er und sucht ihn zu verderben; denn im dichten Wald hört plötzlich der verirrte Wanderer das Lachen eines alten Weibes, er folgt dem Tone, der vor ihm herschallt, bis er in einen Abgrund stürzt, während der Kukuk, eben der Lacher selbst, frohlockend über dem Opfer schwebt. Vielmals verwandelt dieser sonderbare Vogel sich, bald ist er ein Sperber, bald ein Häher, und dienstbar sind ihm die Vögel des Waldes alle. Er regt die Flügel nicht, wenn er im Herbst gen Süden wandert; nein, eine Schaar von kühnen Weihen oder Bussarden nimmt ihn auf ihre Flügel und

trägt ihn durch die Lüfte dahin. Das Kukuksei ist wohlbekannt, es wird, Niemand weiß wie, in das Nest kleiner Vöglein gelegt und nach liebevollem Ausbrüten erwächst daraus ein Unhold, der seine Nestgeschwister und zuletzt die treuen Pflegeeltern ermordet. Daß der Kukuk einen inwendig rauh behaarten Magen hat, wie kein Thier, ist auch seltsam genug, ebenso, daß man ihn immer hört, aber selten sieht. Hütet Euch, ihn in der ersten Maiennacht zu erblikken, um das Licht Eurer Augen und Eures Geistes wär' es für immer geschehen! Der Kukuk wirft einen Speichel aus, von dessen Gift die Thiere sterben müssen. Er thut dies besonders gern des Nachts, indem er über die Waldwiesen streift. Denn ein furchtbarer Feind lebt ihm, ein ganz kleines Käferchen, welches allein dazu geschaffen ist, den unheimlichen Vogel zu vertilgen. Wenn er zu nahe an den Blumen vorbeistreift, die er am meisten liebt und die man deshalb Kukuksblumen nennt, so springt das kleine Thierchen, welches sich darin verborgen hat, ihm unter die Flügel und tödtet ihn in Gedankenschnelle mit einem einzigen Stich. Darum verfolgt der Kukuk das Insekt wie und wo er kann und wirft seinen Speichel herab auf die Blume, damit es in dessen Gift umkomme. Und wer noch je am frühen Tag durch die Wiesen gewandelt ist, der hat auch den Kukuksspeichel an den Stengeln hängen sehen und vielleicht keine andere Deutung dieser Erscheinung gewußt.

Alles das und noch mehr erzählt man von dem Kukuk, dem Bundesgenossen der schlimmen Waldgeister und des Bösen selbst. Aber das ist Alles, Alles Aberglaube und es giebt keinen bösen Feind, als in der Brust des Menschen

— der aber hat mit dem Kukuk nichts zu schaffen. Wahr ist's, er ist ein merkwürdiger Vogel und weicht in Aussehen und Lebensgewohnheit so sehr von seines Gleichen ab, daß es dem noch in der Wiege des Verstandes liegenden Volke früherer Jahrhunderte eben nicht sehr verübelt werden konnte, wenn es ihn mit allerlei wunderbaren Sagen und Ausschmückungen umgab. Der Kukuk sieht erstens gar nicht aus wie ein friedsamer Vogel, sondern gleicht weit mehr dem Sperber, wie der Taube. Er ist ein wilder, scheuer Geselle, dem es in der tiefsten Einsamkeit am wohlsten ist, und der gern auf der höchsten Baumspitze sitzt, hoch über dem Treiben der Andern. So hört man seinen Ruf denn auch weit öfter als man den Rufer sieht. Und weil er manchmal achtzigmal hintereinander, dann aber wieder auch blos ein und zwei Mal sein: Kukuk! ertönen läßt und auf diese Weise es unter den Unzähligen, die ihn schon gefragt haben, natürlich bei Einigen zutreffen mußte — flugs hat man ihm die Gabe der Weissagung verliehen und ihn zum Propheten der menschlichen Lebensdauer gemacht. Das ist doch gewiß einleuchtend, daß solch ein Vogel, der gar oft schon des Jägers und des Vogelstellers Beute und hundert Mal zerschnitten und ausgebalgt worden ist, keine überirdische Gabe, kein Stückchen Allwissenheit erhalten hat! Auch ist es gar häufig schon begegnet, daß der Kukukruf die Sage nicht Lügen strafte, welche ihm die Eigenschaft zuschreibt, das Geld im Beutel zu halten. Denn es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß Alle, welche in frommer Einfalt ihr bischen Geld dem Kukuk vorzählen, schon an und für sich sparsame Leute sind, die gern etwas erhausen möch-

ten und darum eben den Aberglauben Herr über sich werden lassen. Wenn die Sache wirklich Grund hätte, vom ersten April an wären Lager aufgeschlagen in allen Wäldern und Jedermann erwartete den Seckel in der Hand den klugen Vogel, welcher mehr könnte, als alle Finanzminister der Welt — aber er würde die Leute schön in den April schicken! Wozu auch den Kukuk! Wer helle Augen hat und gesunde Arme, ein zufriedenes Herz und einen heiteren Sinn, der braucht nicht mehr Schätze als er hat, und ihm wird es nie fehlen an dem, was er bedarf, wenn er die Gaben, die ihm verliehen, richtig und tüchtig anwendet. Darum ist's Nichts mit dem Verkehr des Kukuks mit Geistern, die es nicht giebt, und mit einer anderen Welt, in der das Thier nichts zu schaffen hat. Auch ist er nicht so schlimm als er aussieht; er lebt blos von Insekten und ist gar nützlich, denn er frißt Millionen von schädlichen Raupen, Feinde des Forstmanns, des Landwirths und des Gärtners. Viele von diesen Raupen sind aber ganz mit Haaren bewachsen; diese feinen Haare können nicht verdaut werden, sondern heften sich mit ihren Spitzen fest in die Magenwände des Thieres, so daß dieselben nach und nach ganz behaart aussehen, was allerdings dem Unkundigen wie ein Wunder erscheinen mag. Aber in der Natur, obgleich sie nur aus Wundern besteht, erklärt sich doch Alles natürlich. So auch der lachende Ton, den der Kukuk, oder vielmehr die Frau Kukuk, das Weibchen, allerdings ausstößt, aber wahrlich nicht in böser Absicht oder um einen Verirrten, sondern blos um den Gatten zu locken. Es ist auch sehr zu bezweifeln, daß jemals ein Mensch diesem schrillen Lachen gefolgt sei, obwohl

Mancher, der es vernommen, sich befremdet genug rings umgesehen, auch wohl dann raschere Schritte gemacht haben mag. Die Stimmen des Waldes wollen verstanden werden, sie klingen gar oft seltsam, übernatürlich aber niemals. Denn über der Natur ist nichts Erschaffenes, und der Eine, der die ganze Welt in liebevollen Armen hält, schreckt die Menschen nicht mit Menschenstimmen und ist denen nur ein zorniger Gott, die sich nicht die Mühe gegeben haben, seine Güte zu begreifen. Wer daran denkt, dem flößt gewiß nicht jedes Laub am Baum, jeder unbekannte Vogelruf Entsetzen ein. Daß der Kukuk nicht selbst seine Jungen ausbrütet, sondern sein Ei in fremde Nester legt, ist eine oft beobachtete Thatsache. Aber dieses allerdings merkwürdige und noch theilweis unerklärte Verhalten hat seinen Grund in der körperlichen Beschaffenheit des Vogels, und es giebt in Amerika noch andere Vögel, die Viehstaare, welche ganz ebenso handeln. Da nun der junge Kukuk weit rascher wächst und größer wird als seine Nestgenossen, so verdrängt er dieselben freilich vom Futter und tödtet sie endlich mittelbar. Seinen Pflegeeltern thut er das aber nicht, obgleich er sie manchmal in seiner unersättlichen Gier fast mit der Nahrung, die sie bringen, verschlingen zu wollen scheint. Ein Märchen ist es nun ganz und gar, wenn der Kukuk die anderen Vögel beherrschen und knechten soll. Es hat zwar ein alter griechischer Dichter schon in einem berühmten Lustspiel den Vögeln eine Staatsverfassung verliehen, aber bis heute ist noch nicht bemerkt worden, daß eine solche vorhanden, und die Könige, welche den Vögeln gegeben worden sind, vom Adler an bis zum kleinen drolli=

gen Zaunkönig, hat ihnen allein der Mensch gegeben. So auch den Kukuk, der sich zum Wandern seiner eigenen Flügel bedienen muß, wie jeder Zugvogel, und dessen Abreise nur nicht beobachtet wird, weil sie bei Nacht vor sich geht. Der Kukuksspeichel ist nun die reine Erfindung des Aberglaubens! Weil die Leute sich umsonst den Kopf darüber zerbrachen, woher der speichelartige Ausfluß an den Stengeln des Bocksbarts, der Kukuksblumen, Schafgarben, Pimpinellen und anderer Wiesenkräuter käme, haben sie flugs eine ganz wunderbare Geschichte erfunden und dem Kukuk die Sache in die Schuhe geschoben, dessen Sündenverzeichniß ohnedies schon groß genug war. Aber der Kukuk wirft weder Speichel aus, noch giebt es einen Käfer, der ihm nachstellt. Der Kukuksspeichel ist vielmehr weiter gar nichts, als der Abgang eines kleinen, graubraunen, netzflügeligen Insekts, der Schaumcicade, und besteht aus dem genossenen Safte von Bäumen und Pflanzen, in den sich das Thierchen hernach einzuhüllen pflegt. Weil man es nun gar oft in diesem Schaume fand, so machte man es auch kurz und gut zu dem giftigen Käfer, welcher den Kukuk um's Leben zu bringen bestimmt ist! So geht es, wenn man die Dinge blos oberflächlich beschaut und der Trägheit zu Gefallen eine bequeme und abenteuerliche Unwahrscheinlichkeit erfindet, anstatt der Sache bis auf den Grund nachzuforschen und die Wahrheit an den Tag zu bringen. Es ist kaum glaublich, wie viel dieser große Fehler schon der Entwickelung und dem Fortschritt des Menschengeschlechts geschadet hat! Aber glücklicherweise will es jetzt Tag werden und immer matter wird der unheimliche Strahl des Aberglau-

bens, der noch aus vergangenen Zeiten in unser Jahrhundert herüber scheint. Er muß ganz vergehen in das Nichts, aus dem er entsprossen ist. Und wer jemals schwanken und bei irgend einer seltsamen Erscheinung seine Haare vielleicht etwas bergan streben fühlen sollte, dem will ich ein treffliches Mittel verrathen, welches hilft, so gewiß hilft, daß ich mich dafür verbürge. Also: Wer jemals etwas sogenanntes Uebernatürliches erblickt, der schreie aus vollem Halse: „Kukuk!"

XV.

Holzhacker.

In dem hohen, düstern Kieferwalde, wo es harzig duftet und das schwellende Moos mit gefallenen Nadeln bedeckt ist, weit, weit von den menschlichen Wohnungen und tief in der stillen, grünen Einsamkeit — horch, welch ein Geräusch! Es tönt wie von raschen Schlägen der Axt und doch ist's helle Sommerszeit, in der kein Baum gefällt werden darf; dann schallt es dazwischen wie der dumpfe Ton einer Trommel herab aus der Baumkrone, und wenn du, vielleicht an Frevel denkend, leise, vorsichtig dem Lärmen nachschleichst, so erblickst du plötzlich hoch oben am Stamm einer riesigen Kiefer einen großen glänzend schwarzen Vogel mit rothem Nacken, der mit dem langen Schnabel unermüdlich in das Holz des Baumes hackt, daß lange Spähne davon fliegen und dann wieder, wie zur Abwechselung, auf einem hohlen Aste trommelt, worauf dann seine Gattin herzufliegt und ihm an der Arbeit hilft. Wenn du ein ächter Förster bist, folglich auch abergläubisch, so hebst du rasch die Flinte und drückst auf den Holzverwüster ab, denn es ist ein Schwarzspecht, deiner Meinung nach der verderblichste Feind des

Waldes und ein Kind der Finsterniß. Aber selten wird es dir gelingen, den Vogel zum Schuß zu bekommen, selten vergißt dieser die angeborne Vorsicht und mit einem schrillen Angstruf flieht er davon, sobald er etwas Verdächtiges in der Ferne wittert. Denn er ist noch das reine Thier der Wildniß, scheu, stolz, einsiedlerisch wie wenige Vögel. Daher und in Folge seines Nahrungstriebes sind die seltsamsten Märchen über ihn in Umlauf gekommen, von welchen jeder alte Jägersmann ein ganzes Schock zu erzählen weiß. Vor Allem ist der Schwarzspecht das einzige lebende Wesen, welches die wunderbare Pflanze kennt, deren Wurzel die berühmte Springwurzel ist. Mit dieser hat es aber folgende Bewandniß: An irgend einen verschlossenen Ort gehalten, sprengt sie Thüren und Schlösser und schließt sie auch wieder durch bloße Berührung; sie zaubert vergrabene Schätze aus dem Boden hervor; mit ihr kann man kostbare Erze und Metalle finden, und, wie die Wünschelruthe, giebt sie an, wo Quellen und Brunnen verborgen sind. Da nur der Schwarzspecht weiß, wo sie wächst, so kann sie nicht anders wie auf folgende Weise erlangt werden. Das Nest des Vogels befindet sich stets in einem hohlen Baume und nur ein ganz enger Gang führt zu demselben. Wenn dieser in des Vogels Abwesenheit nun mit einem Holzpflock fest zugekeilt wird, so daß er es unmöglich findet, in seine Wohnung und zu seinen Jungen zu gelangen, so fliegt er eilig fort und holt die Springwurzel. Ist er mit dieser zurückgekehrt, so muß der unten am Baume versteckte nach ihr Lust Tragende das Thier durch plötzlich emporschlagende Feuerflammen, oder auch im Nothfall durch ein rothes Tuch so

zu erschrecken wissen, daß es die Wurzel aus dem Schnabel fallen läßt. Dann ist das unschätzbare Kleinod erobert, durch welches der Besitzer Herr aller Schätze der Welt wird. Entweder aber weiß Niemand des Schwarzspechts Nest aufzufinden oder die Springwurzel ist seit Jahrhunderten nicht gerathen, denn es ist seit Menschengedenken Keiner in den Verdacht gekommen, sie zu besitzen. Gar Mancher hat sie durch Nachschlüssel und Brecheisen zu ersetzen gesucht und ist dafür dem Schwert der Gerechtigkeit verfallen. Die wahre und ächte Springwurzel, die zwar keine verschlossenen Kästen und keine Goldgruben eröffnet, dafür aber dem Menschen ein zufriedenes Leben und ein hinreichendes Auskommen sichert, ist nur zu erlangen durch die Befolgung eines kleinen Zauberspruchs, der da heißt: Bete und arbeite! — Das erzählte Märchen ist vielleicht entstanden, weil der Schwarzspecht zum Nestbau kunstvoll so tiefe Höhlen in die Bäume zu graben vermag, daß man der ungeheuern Arbeit den Schnabel eines Vogels nicht gewachsen glaubt. Will man ja doch auch wissen, daß der Specht, wenn er an einer Seite des Baumstammes gehämmert hat, rasch auf die entgegengesetzte laufe, um nachzusehen, ob er schon mitten hindurch sei; das thut er blos, um die durch sein Pochen aus der Rinde aufgestörten Insecten, seine einzige Nahrung, zu überraschen und zu fangen. Auch soll er ein Feind der Bienen sein, was jedoch nicht geglaubt zu werden verdient, und ebenso wenig ist er ein Baumverwüster, denn es ist Thatsache, daß er niemals gesunde, sondern stets nur kranke Bäume angreift, während er den Wald von einer unermeßlichen Menge schädlicher Thierchen befreit. In diesem Ge-

schäft unterstützten ihn treulich seine Verwandten, die Baumspechte und der Grünspecht, die unermüdlichen Zimmerleute des Forstes, der Tag für Tag wiederhallt von den Schlägen ihrer Schnäbel auf die Rinde der Bäume. Auch sie werden noch gar häufig aus Mißverstand verfolgt und angeklagt, besonders der Grünspecht, welchem man nachsagt, daß er Baumsamen fresse, während doch seine Nahrung fast blos aus Ameiseneiern — welche aber bekanntermaßen keine wirklichen Eier, sondern Larven sind — besteht. In den Obstgärten verrichten die lebhaften Baumläufer das Amt der Waldspechte mit unverdrossenem Eifer. Alle Schutzmaßregeln gegen Raupenfraß und Käferschaden vermögen nicht den zehnten Theil dessen auszurichten, was die Hegung und Schonung dieser Vögel. Darum Ehre und ein immerwährender Schutzbrief den Holzhackern!

XVI.

Die Wachtel.

Der Sommermorgen ist so schön — hinaus in das Feld aus der dumpfen Stube, in die Saaten, über welchen die Lerche wirbelt und der Himmel sein blaues Gezelt so lachend und freundlich spannt! Die weiten Aehrenfelder wogen in gelber Pracht und als habe die mütterliche Hand der Natur mit dem Nutzen zugleich auch das Schöne vertheilen wollen, so blickt da und dort der blaue Stern einer Kornblume oder der rothe Kelch der Rade zwischen den schlanken Halmen hervor. Die Luft zittert im warmen Sonnenstrahl, der frische Wiesenteppich glänzt noch von den letzten Thauperlen und die entzückende Ruhe und Lieblichkeit der Natur gießt sanfte Gefühle, gute Vorsätze in die Menschenbrust, so daß sie einstimmen kann in den stillen Jubel der übrigen Schöpfung. Die Lerche schweigt und läßt sich nieder auf das Nest, wo die bald flügge Brut ihr entgegenzirpt — und horch, da klingt aus dem hohen Korn wie ein fernes Glöcklein der wohlbekannte Wachtelschlag! Wie eigenthümlich dieser Ton in die Seele dringt, weiß Jeder, der zur Sommerszeit einsam im Felde draußen ihm ge-

lauscht hat. Nicht wie eines Vogels Ruf, nein, wie der fremde Klang eines wunderbaren Tonwerkzeugs durchschmettert der Wachtelschlag die Luft, und wenige Menschen wird es geben, welchen seine Frische und sein quellender Wohllaut nicht erquickend und erfreulich geklungen hätte. Er ist des Schnitters Trost, der in brennender Sonnengluth gebückt die reifen Halme schneidet und im Schweiße des Angesichts sein Brod verdient; „Bück der Rück" ruft die Wachtel ihm zu und lächelnd folgt er dem Rufe des klugen Vogels und vergißt darüber die Müdigkeit. Dem Landmann ist der Wachtelschlag die freudigste Musik, denn „Je stärker die Wachtel schlägt, je stärker das Korn trägt." Es trifft dieß zwar nicht immer zu, dagegen ist es Thatsache, daß in guten Getreidejahren die Wachteln zahlreicher eintreffen und munterer sind, als in schlechten, und das ist leicht zu erklären. Wie schade ist es, daß dieser freundliche, bei Jedermann beliebte und gern gehörte Vogel so häufig entweder nutzlos, oder um der Paar Loth Fleisches willen, die er besitzt, verfolgt und getödtet wird! Der Landmann meint zwar, die Wachtel schade dem Getreide und lebe von dessen Körnern, das ist aber ebenso unwahr, als der alte Glaube, daß sie giftige Samen fresse, wodurch dann derjenige, der ihr Fleisch genieße, die fallende Sucht bekäme. Im Gegentheil nützt die Wachtel durch ihre Nahrung dem Menschen, denn sie lebt blos von Unkrautsamen und schädlichen Insekten. Der Mensch schadet also durch Verfolgung der Wachtel sich weit mehr, als der kleine Gewinn, den er dadurch erzielt, werth ist. Dazu ist in Deutschland, namentlich im nördlichen, die Wachtel ein verhältnißmäßig seltener Vogel, der schon aus diesem Grunde der

Schonung bedürftig wäre. Anders ist es im südlichen Europa, wo sie in Schaaren von Tausenden die Felder bevölkert. In Sicilien und Italien wird ihr auf alle mögliche Weise nachgestellt und ihr Fleisch bildet ein Hauptnahrungsmittel der Reichen. Sie ist ein Zugvogel, der eigentlich nur in südlichen Ländern lebt, während des Sommers aber bis zu uns wandert, um in gemäßigtem Klima zu brüten und dann wieder zurückzukehren. Oft erscheinen die wandernden Wachteln in solcher Menge an den Küsten des mittelländischen Meeres, daß sie vom Himmel herabgeregnet scheinen und wohlbekannt ist aus der Bibel die Rettung der Israeliten in der Wüste unter Moses durch einen niederfallenden Wachtelzug. Die europäischen Wachteln kommen also aus Afrika. Da nun ihr ganzer Körperbau keineswegs bedeutende Fliegkraft verräth, so wollen die wenigsten Leute glauben, daß diese Vögel den weiten Weg über das Mittelmeer zurückzulegen vermöchten, sondern es ist die Meinung verbreitet, daß die Wachtel sich im Herbst eine Höhle in den Boden grabe und in einem Zustande der Erstarrung darin verbleibe bis zum Sommer. Dieß ist jedoch durchaus falsch und der Natur des Vogels widersprechend. Die Wachtel wandert wirklich und sogar übers Meer, wenn auch manchmal die Ermüdung sie zwingt, auf Inseln und selbst auf vorüberfahrenden Schiffen sich zur Rast niederzulassen. Man erzählt von den guten Wachteln noch gar mancherlei, was ebenso wenig Grund hat wie das Vorhergehende. So sagt man, daß ihr Völkchen einen Beherrscher, den Wachtelkönig, habe, welchem es unterthan sein und Speise zutragen müsse, und dessen Leben den Wachteln so heilig sei, daß sie sich

lieber selber dem Jäger Preis gäben, ehe sie ihren König in Gefahr brächten. Es schreibt sich dieser Wahn blos davon her, daß die Wachtel häufig zusammen mit einem andern Vogel getroffen wird, der Wiesenralle, welcher ihr ähnlich aber größer ist und dessen merkwürdige Vorsicht und Behendigkeit ihn selten dem Jäger zur Beute werden läßt. Diesen nennt das Volk den Wachtelkönig und hat dem, was ihm in seinem Leben unerklärlich schien, durch dichterischen Zusatz freigebig Erklärung zu verschaffen gesucht. Es wäre traurig, wenn uns im Felde kein Wachtelschlag mehr begrüßen sollte; die Natur hätte dann einen ihrer Reize verloren und der Mensch wäre um eine Ueberraschung ärmer, die ihm gar manchmal Freude bereitet hat. Wie oft rief die Wachtel dem einsam und traurig durch die Fluren Wandelnden zu: „Heb' den Blick! Rings ist Glück!" — und wie oft dem, der auf einem bösen Gang begriffen war: „Schrick zurück!"

XVII.

Hahn und Henne.

In alter Zeit erzählte die Sage von einem schrecklichen Wesen, dessen Anblick schon zu tödten vermocht habe. Es hieß Basilisk, hatte die Gestalt einer Schlange mit einem Vogelkopf und einem Drachenleib, trug eine Krone auf dem Haupt und war der Herrscher aller giftigen Thiere. Wo der Basilisk kroch, da verdorrten im weiten Umkreis alle Pflanzen vom Gifthauch seines Athems und jeder lebende Gegenstand, den sein Blick traf, mußte daran zu Grunde gehen. Geboren wurde dieses Scheusal aus dem Ei, welches ein Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet hatte. Es konnte nicht anders getödtet werden, als durch einen Spiegel, in dem es sein eigenes Bild erblickte. Nur zwei Thiere vermochten, im Kampfe gegen dasselbe zu bestehen; das kleine Wiesel, welches sich durch das Kraut der Raute gegen die Vergiftung schützte, und sein eigener Erzeuger, der Hahn, der blos sein Krähen ertönen zu lassen brauchte, um den Basilisken auf der Stelle zu tödten. An diese merkwürdige Ausgeburt der menschlichen Einbildungskraft, die auch weiter gar nichts als eine Erfindung ist, glaubt heutzutage, Gott sei Dank,

Niemand mehr; dennoch glaubte man vor 150 Jahren noch steif und fest daran und dieser Glaube hat sich in dem Sprüchwort erhalten: „Der Böse hat mir ein Hahnei in die Wirthschaft gelegt!“ Daß aber der Hahn keine Eier legen kann, weiß heutzutage jedes Kind, und darum wäre es lächerlich, eine Widerlegung der vergessenen Sage versuchen zu wollen. Auch die übrigen merkwürdigen Eigenschaften, die man dem Hahn andichtet: seine Gabe der Vorhersagung, seine Fähigkeit, dem Hause einen besondern Schutz zu verleihen, in das er am Ostermontag eingeführt wird, und dergleichen abergläubische Märchen mehr finden täglich weniger zustimmende Leichtgläubige. Wenn der Herr Gemahl schon zu einem außerordentlichen Rang im Gebiete des Abenteuerlichen erhoben worden ist, so darf der Frau Gemahlin darin ebenfalls ein Plätzchen nicht fehlen. Auch die gute Henne, die Freude der Hausfrauen, die Eierversorgerin der Küche, das Musterbild der Mutterliebe hat ihr Theilchen an abergläubischen Sagen aufgebürdet bekommen. Wenn sie, was nicht selten geschieht, einmal ein Ei ohne harte Schale, ein sogenanntes Windei legt, gleich heißt's: „Das ist ein Unglücksei, wer weiß, was dem Hause und der Familie wieder bevorsteht; was ist zu thun, wer rathet und wer hilft!“ Legt Frau Henne aber ein Ei mit zwei Dottern, wie dies ebenfalls vorkommt, so ist dies ein Glücksei und die beglückte Finderin hat dann nichts eiliger zu thun, als in die Lotterie zu setzen, wenn sie nicht gar das große Loos gewinnt ohne Einsatz. Da kommt nun freilich der kalte Verstand und sagt: Eier ohne Schale, blos mit einer Haut überzogen, legen alle Vögel, welche durch irgend einen Um=

stand verhindert worden sind, mit der Nahrung die zur Bildung der Eierschale nothwendige Menge Kalk zu sich nehmen, und das doppeldotterige Ei ist weiter Nichts als ein Zwilling, wie er bei allen Thieren nicht selten ist. Weil nun der Aberglaube auf diese Antwort durchaus Nichts zu entgegnen vermag, so verhält er sich vielleicht still und denkt blos sein Theil. Und richtig, das Unglück trifft fast immer zu, und bestände es auch blos darin, daß eine Kaffeetasse zerbrochen geht; desto seltener aber tritt das gehoffte Glück ein und mit dem großen Loos ist es bekanntlich nur in den allerseltensten Fällen etwas. Wer Hühner halten will, dem sind besonders die ganz schwarzen mit rothen Füßen und einem rothen Kranz um die Augen zu empfehlen; das sind die einträglichsten Thiere von der Welt, denn sie scharren da, wo Geld vergraben liegt. Das ist nun wohl möglich, unumstößlich gewiß ist jedoch, daß sie noch weit mehr scharren, wo keins vergraben liegt. Es wäre übrigens ein artiger Zeitvertreib für einen Mann, der sonst nichts weiter zu thun hat, Tag für Tag mit dem Spaten in der Hand einigen schwarzen Hühnern nachzulaufen und überall da zu graben, wo sie scharren. Daß er aber ja hübsch tief grabe, denn man kann doch nicht wissen und die Hühner zeigen's nicht an, in welcher Tiefe das Geld liegt. Hühnerblut soll gegen Hautausschläge und Flechten helfen, was ebenfalls in dem Falle wohl glaublich ist, wenn die genannten Uebel auch von selbst geheilt wären. Auch das Eihäutchen, die zarte Umhüllung des flüssigen Ei's, wird zu mancherlei Kuren verwendet. So soll es, naß um den kleinen Finger gewickelt, das schmerzhafteste Zahnweh stillen, sobald es

trocknet und dann selbst, durch Zusammenschnüren und Austrocknen der Haut, Schmerz erregt. Allein wenn ein Kranker auf dieses Mittel hin jemals Linderung gespürt hat, so war daran blos die ungetheilte Aufmerksamkeit Schuld, die er dem kleineren Leiden zollte, und die ihn das größere vergessen ließ. Daß aber das Fleisch eines jungen Hahn's oder Huhn's ein nahr- und schmackhafter Bissen und das Ei der Henne mit richtigem Genuß die gesundeste und reinlichste Speise sei, das ist kein Aberglaube.

XVIII.

Im Röhricht.

Die Abenddämmerung ist hereingebrochen und du ruh'st am stillen Gestade des Sees. Ein feiner Nebel schwimmt in der Luft und hängt wie ein zarter Schleier zwischen deinen Augen und der Ferne. Am westlichen Himmel verkündet ein langer, blaßrother Streifen der Sonne letzten Abschiedsgruß, wie das wehende Tuch noch sichtbar ist, wenn längst die geliebten Gestalten dem Blick nicht mehr erkennbar sind. Die fernen Berge haben ein dunkel purpurnes Gewand angezogen, der Wald an ihrem Fuß scheint der Bewahrer der kommenden Nacht zu sein und der See erglänzt in langen, falben Lichtstreifen. Noch ist die Schöpfung nicht zur Ruhe gegangen. Dort in dem Sumpfe regt und bewegt sich's noch; vielleicht ist jene deutlich sichtbare, kleine, weiße Gestalt ein Wache stehender Kranich, der mit scharfem Auge rings um lugt und bei dem mindesten Schein der Gefahr den ruhenden Schwarm seiner Genossen zur schleunigen Flucht mahnt. Er bedarf nicht des Steines, um wach zu bleiben, den ihm der Volksmund dazu in die Kralle des einen aufgezogenen Beines giebt

und der, beim Einschlafen ihm entfallend, ihn erwecken soll; der Kranich ist auch ohne denselben wachsam genug und wird von seinen Brüdern im Amte treulicher abgelöst, als mancher Posten draußen im Felde. Der schlaue Vogel läßt sich selten von dem Jäger berücken und darum muß er gar Manches auf sich nehmen, wofür er Nichts kann. Mit welchem seltsamen Grauen erfüllt sein rauhes Geschrei, hoch aus der Luft herab, wenn im Frühjahr oder Herbst seine langen Winkelflüge auf der Wanderschaft begriffen sind; welche wunderbaren Deutungen hat man diesen Tönen verliehen, die man Stimmen des Himmels nannte, während sie blos diejenigen eines Vogels sind, denen man vorherverkündende Kraft beilegte und die doch Nichts vorherzusagen vermögen, als den Wechsel der Jahreszeiten. Jetzt schwirrt es über deinem Haupte dahin, wie ein von der Sehne fliegender gefiederter Pfeil; eine Heerschnepfe ist's, die zum Walde kehrt. Auch dieser Vogel hat gar manchmal den nächtlichen Wanderer in Entsetzen gejagt, wenn hoch aus den Wolken herab der unheimliche Laut seiner Wanderschwärme erklang. Dafür ist auch der Schnepfe die Ehre zu Theil geworden, welche vor Allem der Uhu beansprucht, nämlich die Veranlassung, oder wenigstens Mitursache der Sage von dem wilden Heer zu sein, und wahrscheinlich rührt sogar ihr Name davon her. Dem hirschgerechten Waidmann aber ist jener Ruf gar willkommen, denn die Schnepfenjagd ist seine liebste, weil er da am Besten seine Gewandtheit und Schießfertigkeit beweisen kann und darum setzt er schon auf Fastnacht die Flinte in Stand, denn: Reminiscere — Gewehr in die Höh'! — Oculi — Schnepfen sind hie! —

Lätare — die wahren! — Judica — auch noch da! — Palmarum — Tralarum! — Aber die alte Jägerregel trifft auch nicht immer zu, wie denn ja bekanntlich die genannten Sonntage nicht immer auf dieselbe Zeit fallen. Und dort gaukelt noch ein Kibitz in der Luft herum und läßt sein durchdringendes Geschrei hören. Vielleicht ahnt er deine Nähe und sucht durch ängstliches Flattern sein Nest zu verbergen und zu schützen. Denn gar wohl weiß er, daß seinen Eiern nachgestellt wird, welche für einen Leckerbissen gelten, und mit merkwürdiger List lockt er daher den Menschen weit weg von denselben, wenn dieser des Vogels Schlauheit nicht kennt. Es ist Schade, daß der Kibitz nicht mehr geschont wird, weil er durch Vertilgung von Regenwürmern und Schnecken einer der nützlichsten Vögel ist, die es nur geben mag. Aber auch er sinkt endlich nieder und langsam rudert aus des Sees Mitte das schwarze, weißgestirnte Wasserhuhn zu dem Neste in den Rohren, ein Vogel, der die stillen Binnengewässer gar erfreulich belebt, und dessen Harmlosigkeit und Nutzen überall die höchste Anerkennung verdient. Den Fischen thut er niemals Schaden, wie so oft irriger Weise geglaubt wird, sondern er lebt blos von Larven und kleinem Gewürm und hat dazu noch durchaus keinen Gebrauchswerth, da sein Fleisch ungenießbar ist. Die Bläßente, wie das Wasserhuhn auch wegen seines weißen Vorderkopfs genannt wird, gewöhnt sich leicht an den Menschen, wenn sie auch nicht eigentlich zahm wird. Wer den Vierwaldstädter See in der Schweiz und die wunderschön daran gelegene Stadt Luzern gesehen hat, der konnte unter den Brücken der letzteren ganze Schaaren der zierlichen Wasser=

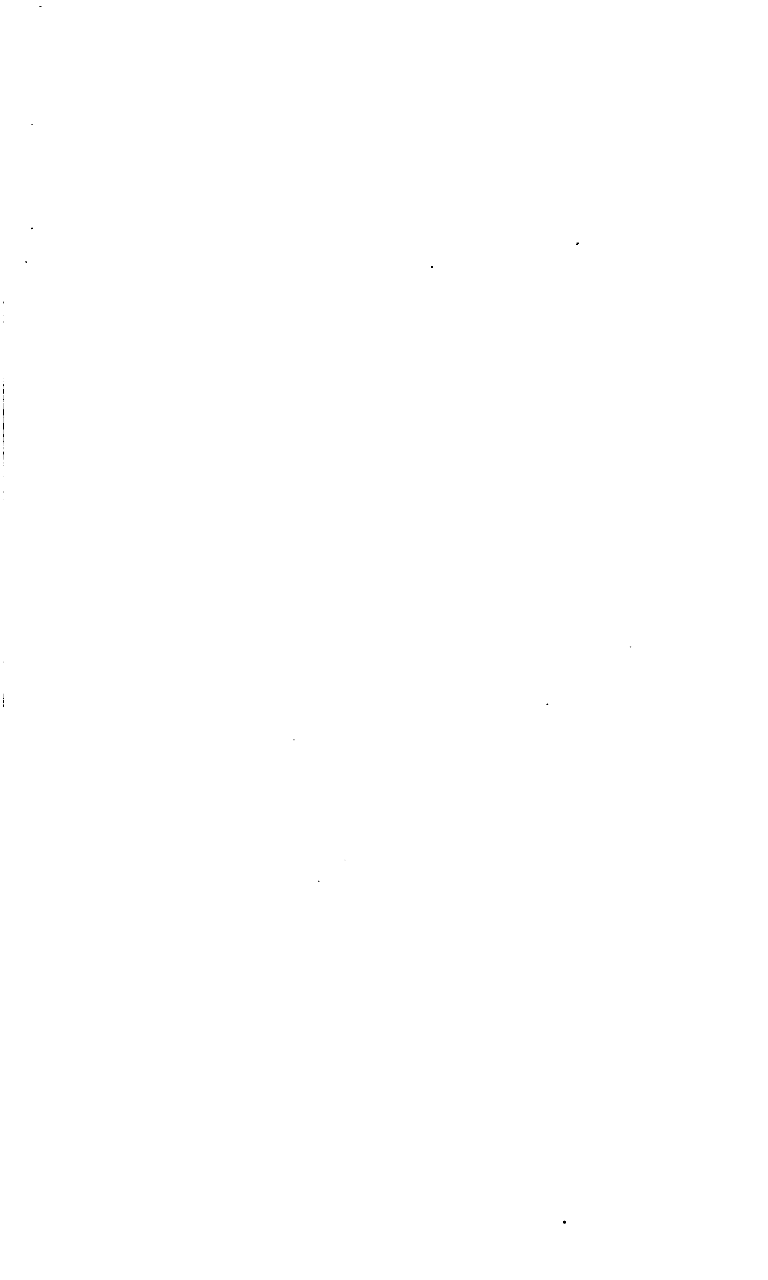
hühner erblicken, die zutraulich und ohne Scheu bis dicht an die menschenbelebten Kais heranschwammen und ihr Futter suchten, aber auch von Jedermann geschirmt und geschont wurden, was leider nicht überall der Fall ist.

Es ist Nacht geworden. Die Mondsichel ist am Himmel aufgestiegen, die Sterne funkeln, ein leichter Wind hat sich erhoben und jagt das Wasser auf zu langen, weißen Wellenkämmen. Die Berge ringsum sehen jetzt aus wie schlummernde, mit fahler Hülle zugedeckte Steinriesen. Ueber des Waldes Wipfel geht ein Rauschen und vielleicht klingt fernher der Ton einer Dorfglocke. Du liegst immer noch im feuchten Gras und schaust hinaus in den wunderbaren Gottestempel. Zitternde Halme beugen sich über dein Gesicht und schütteln dir Thautropfen in die Augen, so daß es scheint, als weintest du Freudenthränen. Dunkle Sträucher nicken über deinem Haupte. Leuchtkäfer tanzen durch die Luft, Glühwürmer strahlen aus dem Moos wie vom Himmel niedergefallene Sternfunken. Die Eintagsfliegen vertändeln lustig ihr kurzes Dasein über dem Wasserspiegel, in welchem die Fische schlagen und zuweilen gleich silbernen Lichtlein emporschnellen. Vor dir die mondbeschienene Fläche des Sees; an seinen Ufern dehnt sich weithin das dichte Röhricht, dessen schlankes Schilf im Winde säuselt und die wehenden Fahnen schwenkt. Wie schön ist die Natur, welch' süßen Frieden gießt sie in das Herz! Aber plötzlich fährst du erschrocken empor; ein furchtbarer Ton durchzittert die Stille, so rauh, gewaltig, schreckhaft, wie Geisterruf aus der Tiefe. Und ringsumher die öde, schweigende Nacht. Es überrieselt dich kalt, dein Herz pocht mit unge-

stümen Schlägen und flugs flüstert die Einbildungskraft dir zu: „Das wär der Nix, der Wassergeist, von welchem der Volksmund so viel zu erzählen weiß. Jetzt steigt er aus dem Grund des Sees empor und verjagt mit wildem Zornruf alle Lauscher." Horch, zum zweiten Male, noch lauter, gewaltiger schallt's aus dem Röhricht. — Mittlerweile ist aber der ruhige Verstand hinter dich getreten und spricht dir ins Ohr: „Es ist keines fremdartigen Wesens, nur eines Vogels Stimme, die dich erschreckt; der Rohrdommel Ruf, eines Nachtvogels aus dem Reihergeschlecht, der sich im tiefsten Schilf verbirgt, gar selten sich nur sehen und noch seltener erlegen läßt." Und während dein Verstand dir das sagt, siehe da wirbelt's empor aus dem Röhricht und in unabsehbare Lüfte hinauf schwingt sich die Rohrdommel und ihr Ruf klingt aus den Wolken wie unsichtbarer Stiere zorniges Gebrüll. Du aber lächelst über dich selbst und lauschest und der Wahn hat keine Macht mehr über dich.

Wie mit der Rohrdommel Schrei, so ist es mit dem Aberglauben; wie der Entsetzen erregende Ton sich vor der Forschung als eines kleinen, furchtsamen Vogels Ruf erweist, so auch verschwindet vor prüfendem Verstande, vorurtheilsfreier Beobachtung und Nachdenken der finstere Wahn, der mißgefärbte Schleier, welcher dem Menschen die ewig reine, durchsichtige Natur bisher so oft entstellt und zum Schreckbild gemacht hat. Oeffnet Augen und Ohren, vor offenen Sinnen zerfließt der Nebel des Aberglaubens in ein Nichts und die Sonne der Wahrheit tritt siegend und heilbringend hervor!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.








5228.36.15
Die thierwelt und der aberglaube;
Widener Library 003071686
3 2044 089 050 306